

# Evang. - Luth. Schulblatt.

30. Jahrgang.

Oktober 1895.

No. 10.

## Christliche Schulzucht.

(Fortsetzung.)

Woher hat aber ein Lehrer das Recht, die Kinder nicht nur zu belehren und zu ermahnen, sondern auch zu züchtigen und zu schlagen? Ein Lehrer kann nicht mit gutem Gewissen zur Rute greifen oder sonst leibliche Strafen verhängen, wenn er sich seines guten Rechts dazu, ja seiner Pflicht nicht bewußt ist.

Eigentlich und zunächst ist ja die Erziehung Sache der Eltern, des Hauses, der Familie. Zu den Eltern spricht Gott: „Ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Ermahnung zum Herrn.“ Die Eltern sind die nächsten und natürlichen Erzieher der Kinder. Die Erfahrung lehrt auch, daß die Erziehung nur da gedeiht, wo im elterlichen Hause Zucht geübt wird und wo das Haus der Schule darin die Hand reicht. Weil aber den Eltern befohlen ist, ihre Kinder aufzuziehen zum Herrn, so haben sie auch Macht und Recht, unter Umständen auch die Pflicht, einen Lehrer zur Unterweisung und Erziehung ihrer Kinder als Mithelfer zu berufen, weil dies ein Mittel ist, den von Gott bezeichneten Zweck zu erreichen. Wer den Zweck will, der will auch die Mittel. Gott will die Kinder erzogen haben, deshalb gefallen ihm auch die Mittel, die zu einer solchen Erziehung nötig sind; ohne welche eine christliche Erziehung unmöglich ist. Ja, Gott giebt, schafft und schenkt diese Mittel. Er giebt und sendet auch Lehrer der Jugend und diese haben einen göttlichen Beruf, sobald sie von den Eltern oder der Gemeinde den Auftrag haben, ihre Kinder erziehen zu helfen. Ob dieser Auftrag von Einzelnen, oder von einer ganzen Gemeinschaft ausgeht, ob jemand also zum Hauslehrer, oder zum Gemeindefullehrer berufen wird, das ändert an der Sache nichts.

Indem aber die Eltern ihre Kinder einem Lehrer anvertrauen, übertragen sie ihm einen Teil ihrer Pflichten und Rechte, und der Lehrer bekommt dadurch und insoweit elterliche, väterliche Gewalt über die Kinder. Ja nach Umständen kann ihm mehr oder weniger davon übertragen werden. Seine Gewalt ist dann größer oder geringer. Ob dieses nun ausdrücklich ausgesprochen wird, oder ob man es als selbstverständlich voraussetzt; ob die

beiderseitige Verständigung mündlich oder schriftlich geschieht, das ändert wiederum nichts an der Thatfache. Gut ist es aber und dient zur Erhaltung des Friedens, wenn sowohl von seiten der Eltern, als auch von seiten des anzustellenden Lehrers möglichste Klarheit darüber herrscht, was man von einander erwartet. Der berufene Lehrer, einerlei ob jung oder alt, gehört dann, als Stellvertreter der Eltern, zu den Respektspersonen, die nach dem vierten Gebot „geehrt“ werden sollen. Zu dem „Ehren“ gehört auch das Gehorchen. Auf Grund dieses Gebots fordert der Lehrer Liebe, Ehrerbietung und Gehorsam von seinen Untergebenen und erzwingt sich den Gehorsam, wo es nötig wird, durch Strafe und Züchtigung. Auf den beim Strafen wohl zu beachtenden Unterschied zwischen Gottes- und Menschengebot kommen wir später zu sprechen.

Aus dem Gesagten ergibt sich nun aber auch, daß die väterliche, elterliche Macht eines Lehrers hinsichtlich der Zucht ebenso beschränkt ist, als seine Pflicht. So wenig er die volle väterliche Pflicht überkommt, so wenig auch die volle Macht. C. Th. Goltsch sagt treffend: „Eine höhere Stellung als die eines Stellvertreters und Beauftragten der Eltern ist für den Lehrer nicht denkbar. Sie erreicht natürlich die der Auftraggeber an Höhe nicht. Es fällt ihm nur ein Teil der elterlichen Pflichten, für eine eng bemessene Zeit, nur ein geringer Teil der elterlichen Rechte und Machtvollkommenheit zu; er kann in ein so tief innerliches Verhältnis zu seinen Schülern nicht gelangen, als in welches diese zu den Eltern durch Gott unmittelbar gesetzt sind; aber seine Stellung hat dadurch etwas Ausgezeichnetes, daß er der Beauftragte so vieler Eltern, einer ganzen kirchlichen oder bürgerlichen Gemeinde ist, und er somit einer großen Kinderschar, einer ganzen heranwachsenden Gemeinde mit einer auf ihn übertragenen Autorität göttlichen Ursprungs bekleidet gegenüber steht, durch deren Anerkennung seitens der Kinder ein sittliches Gesamtleben sich bildet von tiefer Bedeutung und möglicherweise von ganz unschätzbarem Werte.“

Trotz der hohen Stellung aber, die der Lehrer hiernach den Kindern gegenüber einnimmt, ist er doch nie der eigentliche Erzieher seiner Schulkinder, das bleiben stets die Eltern, Vormünder und Pfleger. Nach ihren Wünschen hat sich der Lehrer zu richten, falls nicht Gottes Wort etwas anderes gebietet, oder die Rücksicht auf die größere Gemeinschaft ein Nichtbeachten der speciellen elterlichen Wünsche rechtfertigt.

Weil denn die Eltern immer die eigentlichen Erzieher bleiben, weil der Lehrer die Kinder nur für bestimmte und kurze Zeit unter Aufsicht hat, weil die Zahl der Kinder zu groß ist, um jedem einzelnen Kinde sich besonders zu widmen, so folgt, daß die Schule hinsichtlich der Erziehung sich nur auf das Allernotwendigste und Elementarische beschränken muß. Jeder Lehrer wird seine Not haben, das Notwendige auszurichten, und wer in diesen Dingen einige Erfahrung hat, wird froh sein, daß Gott und Menschen von ihm nur das Nötigste fordern, nämlich das, was für den

Zweck und zum Gedeihen der Schule unerlässlich ist. Nur eitle und blinde Thoren werden sich einbilden, daß sie imstande seien, in der Schule den Kindern eine vollkommene Erziehung zu geben, und nur mit beschwerlichem Gewissen können die in der Schule arbeiten, welche meinen, daß Gott dies von ihnen fordere. Dazu kommt noch in sehr vielen Fällen dies, daß der Schullehrer auch nicht die Fähigkeit hat, Erzieher seiner Schulkinder zu sein, wenn es auch sonst die Verhältnisse gestatteten. Viele Eltern würden es sich sehr bald ernstlich verbitten, wenn der Lehrer Anstalten machen wollte, alle Kinder nach seinem Ideale zuzustutzen.

Welches ist nun aber das Notwendige, welches in Bezug auf Zucht als Ziel der Gemeindefschule betrachtet werden muß? In den Worten des Apostels Phil. 4, 8. ist heute noch dem Erzieher in der Schule sein Programm vorgelegt. „Was wahrhaftig ist, was ehrbar (wohlanständig, sittsam), was gerecht, was keusch (rein), was lieblich, was wohlslautet (oder lieblichen Ruf und Namen macht), ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach.“ In diesen Worten ist Zweck und Ziel der Schulzucht angedeutet. Es ist die Gewöhnung zur Ehrerbietung und zum Gehorsam, zur Ordnung, Reinlichkeit und Fleiß, zur Dienstfertigkeit und Verträglichkeit, soweit das die Schule betrifft und während der Schulzeit möglich ist. Es versteht sich von selbst, daß bei Ertheilung des Religionsunterrichts zu allen christlichen Tugenden ermahnt wird und alle Sünden gestraft werden, die in und außerhalb der Schule vorkommen. Jenes aber sind die Stücke, auf welche gehalten werden muß, wenn der Zweck der Schule erreicht werden soll, welche auch nöthigenfalls äußerlich erzwungen werden müssen, wenn sie sich nicht als freie Frucht des Geistes in der Schule ergeben wollen. So gewiß es ist, daß des Lehrers Bestreben bei aller Lehre und Zucht darin bestehen muß, vor allem die Herzen zu gewinnen, damit das äußere Leben immer mehr ein wahres und freiwilliges, auf Überzeugung gegründetes sei, so verkehrt würde es doch sein, die Kinder so lange der eigenen Willkür und ihren fleischlichen Trieben überlassen zu wollen, bis sie alles, was gefordert wird, mit Lust und Liebe thäten. Eine solche Auffassung christlicher Zucht beruht auf Verkennung der menschlichen Natur und des christlichen Wesens. Die größte Zügellosigkeit und Unordnung wäre die Folge eines solchen Verfahrens. Nein, Eltern und Lehrer haben die Macht und Pflicht, die obgenannten Stücke zu erzwingen, wenn sie nach vorangegangener Belehrung, Vermahnung und Drohung nicht freiwillig geleistet werden. Es sind das Dinge, ohne welche auch das bürgerliche Leben und das staatliche Wohlfsein nicht bestehen kann. Ohne sie kann aber auch weder geistliches noch weltliches Regiment im Frieden bleiben. Wie schon oft in einer Familie nicht alle Kinder Christen sind, aber auch die Unchristen sich unter die christliche Hausordnung fügen müssen, wenn sie im Hause geduldet sein wollen, ebenso geht es auch in der Schule. Da besteht weltliches und geistliches Recht nebeneinander. Wer sich durch das

Wort Gottes nicht regieren und vom Heiligen Geist nicht leiten lassen will, der wird nöthigenfalls mit der Rute gezwungen, wenigstens äußerlich ehrbar zu sein — der muß. Eltern und Lehrer müssen sich oft einstweilen mit der äußerlichen Form des christlichen Wesens bei ihren Kindern begnügen und es dann Gott überlassen, wann er Leben in die tote Form bringen will. Mancher Christ bleibt zeitlebens ein unordentlicher, ungeschliffener Mensch, weil seine Eltern diese Wahrheit nicht erkannt und die notwendige Zucht nicht geübt haben. Es ist auch solchen Kindern, die erst später zum lebendigen Glauben und zur Heiligung gelangen, ein Segen, wenn sie einstweilen und von vorne herein an Gehorsam, gute Sitte zc. gewöhnt werden. Schädlich und gefährlich wird dieses nur dann, wenn die Erzieher meinen, es sei mit der äußerlichen Kultur und Dressur genug, und vielleicht auch gar den Kindern diese Meinung absichtlich oder unabsichtlich beibringen.

Ja, noch mehr. Auch von gläubigen Kindern kann man nicht verlangen, daß bei ihnen das sittliche Leben bewußtmaßen eine Frucht des Geistes sei, der nur das thue, wozu Lust und Liebe ihn treiben. Rein, so lange der Erbe ein Kind ist, ist er unter den Vormündern und Pägern und muß thun, was diese für Recht erkennen und nicht gegen Gottes Gebot von ihm fordern. Zu einem nur aus innerer Überzeugung kommenden Reden, Thun und Wandeln, wie man es von einem mündigen Christen erwarten kann, gehört eine Verstandesreife und Erfahrung, die bei Kindern nicht zu erwarten ist. Sie müssen gehorchen, auch wenn sie die Gründe und den Zweck nicht erkennen und einsehen, weshalb Eltern und Lehrer etwas wollen oder fordern. Es ist sogar vielfach höchst gefährlich und verkehrt, den Kindern immer Gründe anzugeben, weshalb sie jenes thun oder dies lassen sollen. Sie nehmen dadurch das ihnen so übel stehende altkluge Wesen an und wollen sich unter keine Autorität fügen, sondern nur thun, was sie für gut erkennen, das heißt, was ihnen zusagt und gefällt.

Wir sehen aber, wie nötig es für Eltern und Lehrer ist, daß sie Gott täglich um Weisheit bitten, um immer gerade das Richtige zu treffen — oder wenigstens in der Zucht nicht gründlich zu irren und Gottes Wort zu verderben. Auch bei der Schulzucht gehört große Weisheit und Vorsicht dazu, wenn man etwas gebietet oder verfährt. Auch hier ist es wahr, daß wer nicht gehorchen gelernt hat, auch nicht befehlen kann. Als Regel gilt: Je weniger Gebote, desto besser. Der Lehrer besinne sich erst dreimal, ehe er ein Gebot erteilt oder eine Regel aufstellt. Er frage sich: Ist's nötig, oder was nützt es, oder läßt es sich auch halten? Bist du selbst imstande, das Geforderte durchzuführen und zwar auf die rechte Weise und mit den dir zustehenden Mitteln? Es ist gefährlich, einmal Gebotenes zu widerufen, noch gefährlicher, ein Gebot unvermerkt einschlafen zu lassen. Es erweckt dies bei den Kindern den Eindruck, als habe es mit allen Geboten des Lehrers dieselbe Bewandtnis. Sie hören sie immer gleichgiltiger an und denken je länger desto weniger an die Befolgung derselben. Darum

lieber wenig befehlen, aber sorgfältig und streng auf Erfüllung halten, immer wieder erinnern und rechtzeitig anhalten, bis das Geforderte zur Gewohnheit wird. Gute Sitten wollen nicht nur befohlen, sondern geübt und gewöhnt sein. So für gute Gewöhnung einen Grund zu legen und dadurch Charakterfestigkeit anzubahnen, das ist recht eigentlich des Lehrers Sache, weil sich dazu gerade in der Schule mannigfache Gelegenheit bietet und die Zahl der Schüler es ebenso erleichtert, als sie es erfordert. Doch davon mehr bei den einzelnen Stücken.

Es ist selbstverständlich, daß der Lehrer stets und in allen Stücken mit gutem Beispiel vorangehen soll. Es wird ihm alles Vermahnen, Bitten, Drohen und Strafen in Wirklichkeit nichts helfen, wenn er nicht mit gutem Gewissen sagen kann: „Wandelt, wie ihr uns habt zum Vorbilde.“ Er muß sich selbst der Zucht und Ordnung unterwerfen, wenn er verlangen will, daß die Kinder es thun sollen. Wohl werden die Kinder bei ihm auch Mängel und Sünde sehen, aber das wird keinen Schaden bringen, so lange der Lehrer aufrichtig wandelt, wenn die Kinder nur merken, er will nicht sündigen; es thut ihm leid, wenn er gesündigt und gelehrt hat. Hält sich der Lehrer nicht so, fordert er von den Kindern Unterwerfung, will er sich selbst aber nicht Gotte unterwerfen, so wird er nur Heuchler ausbilden, die das Wissen haben und vor den Augen des Lehrers fromm sind; aber hinter seinem Rücken nach dem Fleische leben, also zehnfältig schlimmer geworden sind, als sie vorher waren.

Das ganze Zuchtverfahren muß ferner aus barmherziger Liebe zu den Kindern hervorgehen und von ihr getragen werden. Der Lehrer muß sich wenigstens dessen bewußt sein, daß alles, was er fordert und anordnet, nicht bloß der Liebe gemäß sein sollte, sondern auch ist. Jede Ordnung, jede Forderung, die sich nicht auf das Gebot der Liebe gründet, ist vom Übel. Es ist nicht nötig, daß die Kinder das erkennen; es ist aber gut, wenn man es ihnen dann und wann sagt, wie diese oder jene Ordnung um der Liebe willen nötig sei, damit sie den Eindruck und die Überzeugung bekommen: Der Lehrer weiß, was er will; wir können ihm getrost vertrauen. Die Liebe bleibt auch in der Schule die Kaiserin aller Gebote und Ordnungen. Letztere fallen hin, sobald durch ihre Aufrechterhaltung und Durchführung die Liebe verletzt würde. Die Liebe lehrt dann auch übersehen und übersehen. Sie lehrt, wo es gilt, nicht aus fleischlicher Parteilichkeit oder Eigennutz, sondern aus christlicher Barmherzigkeit und Weisheit ein Auge zuzudrücken und Fünf gerade sein zu lassen, oder zum Wohl und Besten des Kindes und der Schule dreinzufahren und das Recht zur Geltung zu bringen. Gewiß soll der Lehrer unparteiisch gegen alle seine Kinder sein. Er darf in der Behandlung derselben nicht zweierlei Maß und Gewicht halten; aber diese Unparteilichkeit darf auch keine starre und eiserne sein, sondern auch sie muß durch die Liebe geleitet und geheiligt werden. Jene eiserne Konsequenz, die alle Kinder über einen Kamm scheren und auf Be-

gabung, Temperament, Kenntnisse, Lebensumstände gar keine Rücksicht nehmen will, ist eine sündliche, denn sie ist lieblos. Gott ist gewiß ein unparteiischer Richter, aber er handelt mit jedem Menschen nach dessen besonderer persönlichen Eigentümlichkeit. Der Knecht, der seines Herrn Willen nicht weiß, wird anders behandelt, als der, welcher ihn weiß; der Schwache wird getragen, der Müde wird ermuntert und gestärkt u. Viel Nachsicht, viel Geduld, viel Übersehen übt Gott gegen seine Christen. Jene durch die Liebe getragene Unparteilichkeit des Lehrers ist eine Frucht des Glaubens. Sie ist nur dem möglich, der ein Kind des himmlischen Vaters ist und täglich von ihm lernt, in der Liebe unparteiisch zu sein. Dem Unwiedergeborenen liegt sie nicht nur ferne, sondern erscheint ihm auch als Ungerechtigkeit.

Lange Auseinandersetzungen und Brebigten thun in der Schule ebenso wenig gut, wie im Hause. Sie machen keinen Eindruck, verwischen den vorhandenen guten Eindruck und rauben viel Zeit. Je kürzer, desto besser! Wo längere Vorstellungen und Auseinandersetzungen nötig werden, da verschiebe man sie bis nach der Schule. Ein Zureden unter vier Augen nützt oft mehr als ein öffentlicher Vorhalt, wobei es leicht geschieht, daß der Gestrafte vor seinen Mitschülern keine Weichheit und Nachgiebigkeit zeigen will und deshalb in seinem Trotz beharrt, während er sonst wohl nachgegeben hätte. Nie trete ernstliche Strafe ein, ohne daß Belehrung, Vermahnung und Warnung vorangegangen wäre. Ist das aber geschehen, und der Schüler beharrt in seinem Trotz und Ungehorsam, oder bösen Wesen, da muß auch die Strafe eintreten, auch wohl plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel niederfallen, damit das Kind merke, daß es dem Lehrer ein Ernst sei, und die Überzeugung erlange, daß nicht immer unmittelbar der Strafe eine Warnung vorausgehe.

Von großer Wichtigkeit ist es aber auch endlich, daß man bei der ganzen Zucht Gottes Gebot und menschliche Ordnung wohl von einander halte und scheide. Jenes steht über dieser. Jenes Übertretung wird eher und schärfer gestraft als die Mißachtung dieser. Denn obwohl man auch der menschlichen Ordnung um Gottes willen unterthänig sein soll, so ist es doch etwas ganz anderes, ob ein Kind sich gegen Gottes Gebot versündigt oder gegen eine menschliche Ordnung, deren Zusammenhang mit Gottes Gebot es nicht zu merken vermag und von seinem Gewissen ihm auch nicht bezeugt wird. Jedenfalls aber kann und wird nicht der Stock, sondern nur das Evangelium ein Kind willig und lustig machen, sich auch gern in die Schulordnung zu fügen. Nur das Evangelium bietet die Mittel dar, durch welche die Kinder Kraft und Willigkeit erlangen, sich der nötigen und heilsamen Schulzucht zu unterwerfen, und die Schule wird dann eine Monarchie, in welcher der regiert, der allein in unsern Schulen das Regiment führen soll — Gottes werter Geist.

L.

(Fortsetzung folgt.)



**Rede bei dem 25jährigen Amtsjubiläum des Herrn Lehrers August C. Reiff in New Orleans am 6. Sept. 1895.<sup>1)</sup>**

Gehalten von D. Reibohm.

Teurer Jubilar! Geehrte Freunde und Kollegen!

Von der Konferenz bin ich beauftragt worden, bei dieser Feier eine Rede zu halten. Zwar wurde dieser Auftrag gleich einstimmig abgelehnt, nämlich meinerseits, aber dennoch glaubte ich mich der Aufgabe nicht entziehen zu dürfen, und so habe ich denn die Ehre, die Konferenz mit dieser Rede abzustufen. Ich bin nämlich der Meinung, daß der Redner bei einem solchen Feste schon etwas mehr Erfahrung haben dürfte als meine Benignität; denn bei einer Festrede hat sich schon mancher festgeredet. Gewöhnlich kommt ein Redner schon dadurch in Verlegenheit, daß er nicht recht weiß, was er für ein Thema wählen soll, sonderlich für ein 25jähriges Jubiläum. In dieser Verlegenheit hat sich mir die Frage aufgedrängt: Warum feiern denn eigentlich so wenige unter den Lehrern ihr 50jähriges Amtsjubiläum? Manche freilich können es nicht, weil die kurze Zeit ihrer Wallfahrt es nicht zuläßt, oder weil das Lehramt ihre Kraft zu früh aufgerieben hat, aber es giebt auch solche, die nach wenigen Jahren schon eine andere Beschäftigung ergreifen, sich einem weltlichen Berufe zuwenden, weil ihre Amtsfreudigkeit erschöpft ist, ohne daß sie selbst erschöpft wären.

Nun, meine Freunde, ich glaube, daß wir alle die beste Absicht haben, nicht nur das 25jährige, sondern, wo möglich, auch unser 50jähriges Amtsjubiläum zu feiern, und daher sollten wir uns die Amtsfreudigkeit zu erhalten suchen. Dies ist in unserer Zeit keine Kleinigkeit, da es ein Krankheitssymptom des modernen Christentums ist, daß man vielfach mit sauren Mienen und finsterner Stirn einhergeht, obgleich Paulus alle Christen ausdrücklich ermahnt, „allezeit fröhlich“ zu sein. Für uns aber ist „allezeit fröhlich“ zu sein doppelt nötig, denn wenn es zur Ausrichtung irgend eines Amtes von Wichtigkeit ist, daß es mit Lust und Freudigkeit geschieht, so gilt dies wohl im höchsten Grade vom Lehramte. Es thut's nicht, daß wir, wenn sich Hindernisse einstellen, ein Essigfabrikantengesicht aufsetzen oder heimlich im Winkel grollen und schmollen, nein: „Allezeit fröhlich!“ sei unsere Losung. Dies führt mich auf die Frage:

---

1) Die kirchliche Feier des Jubiläums fand am Abend des 5. September statt, wobei Herr Pastor Lankenau über die Worte: „Weide meine Lämmer“ predigte, und der Lehrerkhor, wie auch der gemischte Chor der Gemeinde und das Quartett passende Lieder vortrugen. Der Jubilar wurde auch von seiten der Gemeinde mit einer goldenen Uhr nebst Kette beschenkt. Am folgenden Abend wurde er nochmals in seiner Wohnung von der Pastoral- und Lehrerkonferenz überrascht, mit einem silbernen Schreibzeug und einem Stuhl beschenkt, woran sich dann eine gemüthliche Feier mit Gesang und Reden ernsten und heiteren Inhalts angeschlossen.

**Wovor muß ein Lehrer sich hüten, damit er die Lust und  
Freudigkeit zu seinem Amte nicht verliere?**

Ich antworte:

1. Er rechne nicht auf Dank und Anerkennung. Es ist bekannt, daß die oft fehlende Anerkennung und die geringe Besoldung für die mühevollen Arbeit manchen von vorn herein vom Lehramte abhalten. Und auch wir, die wir im Amte stehen, sind von Natur geneigt, mit den Jüngern zu fragen: Was wird uns dafür? Aus solchen Gedanken kommt dann die Klage über Undank, die Unzufriedenheit mit der Berufsthätigkeit, und die Lust und Freude am Lehramte schwindet bald dahin. Wer auf Dank und Anerkennung rechnet, der wird gewiß vielfach in seinen Erwartungen getäuscht, und das ist jedenfalls verdrücklich. Lassen wir daher solche Gedanken nicht in uns wurzeln! Wir haben im besten Falle ja auch nur gethan, was wir zu thun schuldig waren. Und wenn wir „Hülle und Fülle“ haben, wie Luther sagt, so sollen wir zufrieden sein.

Es führt auch auf mancherlei Verkehrtheiten, wenn man auf Dank und Anerkennung rechnet. Da ist der eine geneigt, noch dies und jenes in der Schule zu treiben, was entweder gar nicht in die Elementarschule gehört, wie Physik, Chemie und Astronomie, oder doch nicht in seine Schule, wenn nicht wichtigere und notwendige Gegenstände dadurch zu sehr in den Hintergrund gedrängt werden sollen.

Ein anderer, der es gerne jedem zu Danke machen will, kommt aus der Verborrenheit: Was werden die Leute dazu sagen? gar nicht heraus. Solche Gedanken lassen die Berufsfreudigkeit nie recht aufkommen, sie machen verdrossen und mutlos. Und wenn dann hie und da seine Thätigkeit getadelt wird, so sagt er wohl gar: „Ach, wär ich tausend Meilen weit von hier!“

Wer um Gunst und Anerkennung wirbt und die Ungunst der Menschen fürchtet, der wird auch in Gefahr stehen, in der Disciplin parteiisch zu verfahren, die einen zu strafen und die andern ganz frei ausgehen zu lassen, anstatt sie mit einer neuen Ausgabe von Klopffloß Werken bekannt zu machen, wenn sie verdient haben, „gestrichen“ zu werden, wie Luther sagt, und da „eichene Butterwecken“ für sie eine „heilsame Salbe“ wäre. Es giebt nämlich Exempel, daß der Weg zum Herzen von hinten herum geht.

Handeln wir also stets nach bestem Wissen und Gewissen, einerlei ob wir Dank und Undank ernten, ob wir gelobt oder getadelt werden, ob unsere Arbeit anerkannt oder verkannt wird, so können wir stets fröhlich unsere Straße ziehen. Durch etwaiges Lob werden wir uns nicht überheben, durch Tadel nicht verzagt werden. Erwarten wir die Belohnung, die wir ja auch nicht verdient haben, allein von Gott. Freilich wird der Dank der Menschen auch nicht immer ganz ausbleiben, wenigstens dann nicht, wenn sich an uns die Verheißung erfüllt: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz.“



Auf die Frage, wie man die Amtsfreudigkeit bewahre, antworte ich:

2. Der Lehrer ärgere sich nicht. Es hieße Wasser ins Meer oder Eulen nach Athen tragen, wenn ich den Ärger noch erst definieren wollte, und ich darf wohl sagen, daß jeder von uns diesen Gemütszustand nicht nur aus Erfahrung zur Genüge kennt, sondern auch des Ärgers satt ist. Aber trotzdem wird das Ärgern nicht ganz bei uns aufhören, selbst für meine Person kann ich keine Garantie geben, da ich kein Radikalmittel vorzuschlagen weiß.

Freilich würde mancher Ärger bald aufhören, wenn man die Ursache desselben bedächte. Da geht es uns im Unterricht vielleicht wie jenem Probst, der einen Schulamtskandidaten fragte: „Wovor hat sich ein Lehrer besonders zu hüten?“ und darauf die wohlverdiente Antwort erhielt: „Vor unbestimmten Fragen.“ Es kann eben niemand, geschweige ein Kind, die gewünschte Antwort immer erraten. Nota bene, wenn die Kunst des Fragens auch nicht zu den schönen Künsten gehört, so gehört sie doch zu den nützlichen.

Doch, um wieder auf den Ärger zu kommen, es bleibt dabei: Der Lehrer ärgere sich nicht. Er soll es nicht, weil der Ärger keine heilsame Wirkung für ihn hat. Oder will vielleicht jemand die kühne Behauptung wagen, daß das Ärgern zur Gesundheit des Lehrers dienlich sei? Die Erfahrung lehrt, daß vielmehr eine heitere Gemütsstimmung und hie und da eine Zwergfellerschütterung zum Wohlbefinden beitrage. Aber vielleicht ist es für den Schüler heilsam, wenn der Lehrer sich ärgert? Auch dies nicht, denn die Zurechtweisung und Ermahnung wird durch den Zusatz einer Dosis bitteren Ärgers nur abgeschwächt. Natürlich ist hiermit nicht gesagt, daß in der Schule nicht öfters ein ernstes Strafwort am Platze sei.

Ein Lehrer soll sich nicht, aber er braucht sich auch nicht zu ärgern; denn es ist nicht notwendig zur Ausrichtung seines Amtes. Wie sollte sich auch jemand ärgern müssen, wenn er das thut, wozu er eigentlich da ist und was er selbst freiwillig übernommen hat? Daß es dabei nicht immer nach Wünsche gehen würde, hat er vorausgewußt. Ärgert sich denn z. B. ein Arzt, wenn er die Krankheits Symptome des Patienten wahrnimmt? Wird er etwa aufbrausen: Nein, nein, das ist aber zu arg! Der Puls geht heftig, die Stirn ist heiß. Mensch, wie können Sie sich unterstehen, das Fieber zu haben?! — Oder ärgert sich ein Kriegsmann, wenn der Feind aus seinem Versteck hervor kommt? Wir Lehrer haben die geistigen Krankheiten und Feinde unserer Schüler zu bekämpfen, ja, wenn ich so sagen darf, wir Lehrer leben von der Unwissenheit und Rohheit; denn wären unsere Schüler schon weise und fromm von Natur, daß sie weder des Unterrichts noch der Erziehung bedürften, so wären wir ja ganz überflüssig. Also: man ärgere sich nicht. Oft ist auch die Ursache des Ärgers so kleinlich, daß sie keine solche Aufregung wert ist; vielleicht hat eine ganz unberufene und unverständige Person ein schiefes Wort über uns geredet oder dergleichen.

Da soll man nicht nach jeder Mücke schlagen und nicht mit Kanonen nach Späßen schießen. Sagt doch der Löwe in der Fabel:

„Was von mir ein Esel spricht,  
Das acht ich nicht.“

Mancher aber möchte da gleich aus der Haut fahren, ohne zu bedenken, wie er nachher wieder hinein kommen will.

Güten wir uns also vor dem Ärger und überhaupt vor einem mürrischen, verdrießlichen Wesen, und suchen wir zunächst durch stetes Gedenken an die Heiligkeit und Herrlichkeit unsers Berufs, daneben aber auch durch Spaziergänge in Gottes freier Natur, durch den Besuch heiterer Freunde und Kollegen, durch Musik und durch geisterfrischende Lektüre unsere Amtsfreudigkeit zu bewahren, damit wir täglich mit neuer Lust und Freudigkeit unser Amt ausrichten, wie der 100. Psalm sagt: „Dienet dem Herrn mit Freuden!“

---

### „Ein feste Burg ist unser Gott.“

(Mitgeteilt von L.)

Durch das von Luther der Christenheit geschenkte Kirchenlied kam ins deutsche Land ein herrlicher Geistesfrühling; das von Natur sangeslustige deutsche Volk erwachte zu frommer Begeisterung und sang „aus freier voller Brust mit Lieb und Lust“ von den großen Thaten Gottes und von der sündigen Menschheit Erlösung. Wie im Siegesfluge verbreiteten sich die Lieder Luthers von Mund zu Mund und schrieben wie mit lebendigen Buchstaben die Glaubensartikel der evangelischen Kirche in die Herzen aller Glieder. Der Erfolg war ein so außerordentlicher, daß der Jesuit Bellarmin voll Unmut ausrief: „Die schönen Gesänge der Reher haben der Kirche mehr Seelen abtrünnig gemacht als der Erzeher mit seiner Lehre“; und der spanische Karmelitermönch Thomas a Jesu sagte: „Es ist äußerst zu verwundern, wie sehr diejenigen Lieder das Luthertum fortgepflanzt haben, die in deutscher Sprache haufenweise aus Luthers Werkstätte geflogen sind und in Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern gesungen wurden.“

Unter allen Liedern aber ragt hervor sein Feld- und Zeltgesang: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Man hat dieses Lied mit Recht das „Hohe Lied der Reformation“ genannt. Die kernige, glaubensmutige Sprache desselben hat schon oft die Lauen wieder erwärmt, die Schwachherzigen wieder aufgerichtet und die Streiter des Evangeliums zu treuem Ausharren und zu rüstigem Weiterkämpfen begeistert. Wenn die glaubenstärkenden, siegverkündenden Klänge der kraftvollen, gewaltigen Melodie, die so innig und völlig mit dem großartigen Texte verschmolzen und aus einem Gusse

ist, mächtig erschallen, dann ahnen und fühlen wir es wohl: es muß ein großer Moment gewesen sein, wo das herrliche Lied dem Geiste unsers erlauchten Reformators sich entrang. Wann aber und welches war dieser Moment? Versuchen wir an der Hand der neuesten Forschungen, diese Frage, welche kürzlich von einigen Lesern an uns gerichtet wurde, zu beantworten!

Direkte Angaben von unserm Reformator selbst fehlen darüber. Es haben sich daher die hymnologischen Forscher und Biographen Luthers nach innern und äußern Gründen für die Zeit der Entstehung des Liedes umsehen müssen. Am verbreitetsten ist im Volk immer noch die Meinung, als ob die Geburt desselben mit dem Wormser Reichstage zusammenfiel. Es giebt aber für diese Annahme nächst der gefährvollen Lage, in welcher unser Glaubensheld sich damals befand, keinen andern Grund, als der Anklang der dritten Strophe an die Worte, welche er auf einen warnenden Brief von Oppenheim aus an seinen Freund, den kurfürstlichen Hofprediger Spalatin, schrieb: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hinein.“ Solcher Anklänge an unser Lied lassen sich indessen aus Luthers Reden und Briefen viele finden; sie sind an sich noch keine sicheren Beweise, wenn nicht äußere Gründe sie stützen und haltbar machen.

Das Jahr 1524 kann als das Kirchenliederjahr Luthers bezeichnet werden. Im Anfang dieses Jahres erschien auf drei Bogen die erste Sammlung, welche acht deutsche Lieder von Luther und seinem Freunde Speratus enthielt, die in Wittenberg „bereits in der Kirche in Übung waren“. In demselben Jahre erschien dann auch das erste Gesangbüchlein, ein „Enchiridion oder Handbüchlein, einem jeglichen Christen fast nützlich bei sich zu haben, zu steter Übung und Trachtung geistlicher Gesänge und Psalmen, rechtschaffen und künstlich verdeutscht“. Diese Sammlung zählt bereits 25 Lieder, darunter 18 von Luther. Da sich aber in diesen Sammlungen unser königliches Lied nicht vorfindet, so ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, daß es um diese Zeit noch nicht gedichtet war. Die älteste aller Vermutungen verlegt die Entstehung in die Zeit des Augsburger Reichstages vom Jahre 1530, wo Luther auf der Burg Koburg weilte. Sie fußt vornehmlich auf den Mittheilungen des ausgezeichneten Geschichtschreibers und jüngeren Zeitgenossen Luthers, des vortrefflichen Joh. Sleidanus. Derselbe giebt auch an, daß die Melodie von Luther herrühre; er folgt jedoch in seiner Darstellung über die Entstehung des Liedes einer Überlieferung. Nun liefern aber zwei Gesangbüchlein vom Jahre 1529, ein Wittenberger und ein Augsburger, welche beide unser Lied enthalten, den Beweis, daß es früher muß gedichtet worden sein. Das erstere, zuerst erschienene, welches den Titel führt: „Geistliche Lieder aufs neue verbessert zu Wittenberg. Dr. Martin Luther, gedruckt bei Josef Klug“, war zweifellos eine neue Ausgabe des oben erwähnten Enchiridion. Die Abfassung

unser Liedes, darüber sind gegenwärtig alle Forscher einig, muß also in die Zeit zwischen 1524 und 1530 fallen. Während Phil. Wackernagel u. a. dasselbe als eine Antwort auf den Speyer'schen Reichstagsbeschuß von 1529 ansehen, trat neuerdings ein anderer namhafter Kenner Luthers, der Schulrat Dr. Schneider in Schleswig, mit einer geistvollen Hypothese in seiner Schrift „Dr. Martin Luthers geistliche Lieder“ für den 1. November 1527 als den Geburtstag des Liedes ein. Er stellt folgende an inneren Gründen gewiß sehr gehaltvolle und geistreiche Vermutung auf: Das Jahr 1527 war für Luther ein besonders schweres und äußerlich trübes. In Bayern erhob sich eine ähnliche Verfolgung, wie früher in den Niederlanden, wo der Feuertod der beiden Augustinermönche Johann Esch und Heinrich Voß ihm die Veranlassung zur Abfassung seines ersten Liedes: „Ein neues Lied wir heben an“ gegeben hatte. Zahlreiche evangelische Bekenner büßten ihre Standhaftigkeit mit dem Tode. Am 16. August des Jahres wurde sein Freund Bernhard Kaifer, Vikar zu Wagenkirchen bei Ulm, auf Anlaß des Bischofs verbrannt. Diese Trauerkunde ergriff Luther, der ihn noch kurz zuvor durch einen heldenmütigen Brief im Kerker getröstet hatte, aufs tiefste. Er schreibt darüber an Michael Stiefel: „O daß ich würdig wäre, gleich ihm den Satan zu überwinden und aus diesem Leben zu scheiden! Gelobt sei Gott, der uns Unwürdigen dies glorreiche Zeichen seiner Gnade gegeben hat! Er heißt mit Recht nicht bloß König, sondern Kaifer, weil er überwunden hat, dessen Macht auf Erden nicht ihres Gleichen hat.“ Zur selben Zeit war Luther durch die in Wittenberg herrschende Pest für Weib und Kind besorgt und von Not und Tod umgeben. Freunde und Bekannte sanken dahin; sein Haus, so schreibt er, glich einem Krankenhause; er hatte für das Leben seiner Frau und seines noch einzigen Söhnlein Johannes zu fürchten. Aber es verließ ihn der Mut nicht. Er schrieb in jenen Tagen: „Dem Scheine nach bin ich in meinem Hause mitten in der Pest; der Wahrheit nach aber bin ich mitten in Heil und Leben,“ wenngleich nicht unversucht.“ In diese Zeit fiel der zehnjährige Gedenktag des Beginns der Reformation, den Luther trotz aller Anfechtungen im Kreise seiner Freunde festlich beging. „Zur Feier dieses Gedenktages“, so vermutet Schneider, „griff er zum Psalterbuche, zum 46. Psalm, und dichtete und sang sein Heldenlied: Ein feste Burg ist unser Gott!“ Diese Vermutung wird erhärtet durch einen Brief, den Luther am Tage nachher, am 1. November, an seinen liebsten Freund, Nikolaus Amsdorf, schrieb. Dieser Brief giebt ein treues Spiegelbild von Luthers damaliger Herzensstimmung und enthält den Gedankengang unsers Liedes nebst vielen und starken Anklängen an dasselbe. Nachdem er dem Freunde seine Lage geschildert, wie er fürchten müsse für sein Weib, das in diesen Tagen ihrer Entbindung entgegensehe, für sein Kind, das seit drei Tagen krank darniederliege, schließt er mit den Worten: „So giebt es draußen Kampf und drinnen Schrecken; aber Christus sucht uns heim. Unser

einiger Trost, den wir der Macht des Teufels entgegenstellen, ist der, daß wir das Wort Gottes haben, welches die Seelen errettet, wenn er auch die Leiber verschlingt. Betet für uns, daß wir die Hand Gottes wider ertragen, und die Macht und die List des Teufels überwinden, sei es durch Tod oder Leben. Amen. Zu Wittenberg, am Tage aller Heiligen, am 10. Jahrestage des Sieges über den Ablasskram, dessen Angeben wir zu dieser Stunde wohl getröstet mit einem Trunkte feiern.“ Trotz aller innern Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit dieser Annahme wollte Wackernagel ihr nicht beipflichten, weil es ihr an einer bibliographischen Unterlage fehle. Mit einer solchen trat aber später der um die Lutherlitteratur gleichfalls sehr verdiente Pastor Dr. Knaacke hervor, welcher in den Besitz eines alten Enchiridion vom Jahre 1529 gelangt war, das nach den sorgfältigsten typographischen Untersuchungen als ein von Michael Blum in Leipzig hergestellter Nachdruck einer Wittenberger Ausgabe des Buchdruckers Weyse vom Jahre 1528 sich ergab. Da nun dieser Blum'sche Nachdruck unser Lied nebst Luthers Vorrede vom Jahre 1524 enthält, so wird es mit anzunehmender Gewißheit auch in der Originalausgabe, in dem von Weyse gedruckten „Sangbüchlein“ vom Jahre 1528 enthalten gewesen sein. Es sind also sehr starke innere und äußere Gründe für die Richtigkeit der Hypothese Schneiders vorhanden. Es haben sich deshalb auch Männer, wie Köstlin (Luthers Leben, II, 182), L. Schulze (Blätter für Hymnologie, 1883, S. 75), Scherer in seiner Litteraturgeschichte u. a. für dieselbe erklärt, während allerdings andere Forscher, wie Fischer, Linke, Agelis ihr nicht unbedingt zustimmen. Prof. Paul Schadert in Königsberg, welcher bekanntlich den kostbaren Lutherfund in der dortigen Universitätsbibliothek machte und denselben (es sind Predigten Luthers, von Melancthon nachgeschrieben!) in drei Bänden herausgegeben hat, äußerte sich Schreiber dieses gegenüber im vergangenen Sommer, daß an der Schneider'schen Hypothese kein Zweifel mehr bestehen könne.

Der Kuriosität halber sei noch erwähnt, daß römischerseits der Versuch gemacht wird, Luther die Autorschaft unsers Liedes, des Textes sowohl wie der Melodie, rundweg abzuspochen. So behauptet Prof. W. Gärtner in Wien (kathol. geistl. Liederbuch I, 37 ff.), daß Luther „eigentlich Poesie ganz fremd gewesen, daß es ihm an dem ABC poetischer Empfänglichkeit gefehlt“ habe, und daß die Gründe nichts weniger als apodiktisch seien für die Autorschaft Luthers bei dem Liede: Ein feste Burg ist unser Gott. Und Prof. W. Bäumker sucht den Nachweis zu erbringen, daß die herrliche Melodie unsers Reformationshymnus, die bislang allgemein Luthers Genialität zugeschrieben wurde, nichts weiter sei, als eine mehrfache Zusammensetzung aus einzelnen Melodiegängen des gregorianischen Chorgesanges. Die erstere Ansicht ist zu plump, als daß sie brauchte widerlegt zu werden, und die Bäumkers hat Dr. Linke in den Blättern für Hymnologie (1884, 6 und 7) gründlich widerlegt, so daß er am Schluß seiner gediegenen Ab-

handlung mit Recht sagen durfte: „Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, diese wichtige Frage so darzustellen, daß es niemand mehr beikommt, anzunehmen, daß Luthers diese Melodie, die mit dem Liede aus einem Gusse, notdürftig mit ungeheurer Mühe, mit Hilfe einer Redaktionschere, aus alten Lappen geflickt oder mit dumpfen Reminiszenzen hantiert habe.“ Und Stein trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „Kann wohl ein mixtum compositum von Melodie eine so zündende Wirkung hervorbringen, wie sie diese Melodie des mächtigen Streit- und Siegesliedes bei ihrem ersten Erscheinen hatte und dieselbe noch bis zu dieser Stunde selbst bei den Kindern der Welt bewährt? Nein, über den Urheber kann nicht der geringste Zweifel aufkommen!“

Das Lied war und blieb eine Hauptwaffe für die Reformation und die Protestanten. Bereits 1532 sang z. B. zu Schweinfurt die Gemeinde wider den Willen des Geistlichen es in der Kirche, und die Kinder fangen es nachts auf der Straße, worauf bald die Reformation dort eingeführt wurde. Im Jahre 1547 nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg zogen die drei Hauptsäulen der lutherischen Kirche, Melanchthon, Jonas und Creuziger, verbannt, trüben Muth durch Weimar. Da hörten sie ein Mägdelein das Lied singen. Zu der sprach Melanchthon: „Singe, liebes Töchterlein, singe; du weißt nicht, was du für große Leute jezo tröstest.“ Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz aber, als man ihn fragte, warum er in seinem Lande keine Festungen anlegte, antwortete: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffe; so haben wir getreue Unterthanen und im Fall der Not eine Anzahl von Kriegersleuten, die nicht allein mit Wehr und Waffen, sondern auch fürnehmlich mit dem Gebet unsern Feinden widerstehen können.“ Gustav Adolf vor der Schlacht bei Leipzig (17. September 1631), da er Tilly gegenüber stand, sang dies Lied mit seinem ganzen Heere. Und als der Feind nun allenthalben floh, da warf er sich mitten unter den Toten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde nieder, dankte Gott und betete: „Das Feld muß er behalten.“ In der Zeit vor dem Erscheinen des Toleranzediktes Kaiser Josefs, 1781, wurde den Protestanten in Linz die Wahl gestellt, ob sie nach Ungarn abgeführt, oder katholisch werden wollten. Gingen sie weg, so entriß man ihnen ihre Kinder. So stellte man auch etlichen Müttern die Wahl, entweder zeitlebens ihrer Kinder beraubt zu sein, oder ihren Glauben aufzugeben. Sie aber wandten sich ab, weinten bitterlich, blickten nach oben, und wählten dann die Verbannung. Dazu fangen sie also, daß es auch ihren Drängern durch Mark und Bein ging: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben!“



## A German City School.

You will find on your map of Europe near the center of Germany the city of Leipzig. And in the heart of that old city stands the Third Burger School. It is outside the portion of the town that was enclosed by the ancient stone walls; but the walls were all torn down long ago, and where they once stood is a broad promenade. And outside this is the more modern city. But the *Johannis-Platz* where our school stands is surrounded by ancient buildings, and in its midst stands the weather-beaten stone church of Saint John, dating back some hundreds of years; and also the "Reformation Monument," with bronze statues of two of Germany's most noted men, Luther and Melanchthon. The sweet-voiced churchbell can be heard in all the schoolrooms as it strikes the hour and half-hour.

You will be pleased to learn something about this school. It is like many others in the cities of Germany, and if you know how the children are taught here, you will have a good idea of German school life. The buildings are more than fifty years old, all of stone and very plain. They are arranged on three sides of a rectangle, the open side being next the street which forms one side of the *Platz* or square. The main building stands far back from the street, the two wings at the side; the space between is the school yard, with broad cobble-stone walks and the ground packed hard with the constant tread of many feet. Here are many fine large elm and linden trees. At one side is a small school garden where a good variety of flowering plants and herbs grow, that the children may learn their names and habits.

The buildings are each three stories high above the basement. In the main building lives the houseman or janitor with his family. And here is the large office of the principal, the drawing-room, the museum and a large hall for examinations and gatherings of several classes together. In the basements of the wings are the *Turnhallen* or gymnasiums, one for the boys and one for the girls. In these are parallel bars, suspended rings, poles for climbing and many other forms of apparatus for use in the physical exercises. Inside the building we shall find the schoolrooms pleasant and well lighted. The teacher's desk is on a high platform, and there is a cupboard for maps and the like; the pupils' desks are all double, two pupils occupying the same desk; there is a chair or two for visitors—the teachers seldom sit down—and that is all the furniture. Pupils hang their hats and cloaks at the side of the room, as there are no cloakrooms. You would miss the fine large blackboards we have, for there is only a small wooden one back of the teacher's desk.

In this school there are thirty schoolrooms, besides the special rooms I have mentioned. The boys and girls are in separate rooms, as in German cities they are seldom taught together. There are twenty-six teachers, three ladies and twenty-three gentlemen. The number of children is about twelve hundred.

Let us visit some of the classrooms while the recitations are in progress. But we must be prompt to enter before the recitation begins, as they will not allow tardiness in pupils, and would consider it impolite in visitors to interrupt the work of the class. So let us be careful to be on time. The work of the instruction extends over eight years; that is, there are eight classes, as in our schools, but they number in the reverse order, the lowest class being the Eighth, the highest the First. Children are admitted at six years of age, and each class covers one year's work. If we wish to hear all the recitations of the higher classes we must go early, for their work begins at seven o'clock in the morning in summer, and at eight in winter. Their hours are from seven to eleven, and from two until four, except on Wednesday and Saturday, when they have no afternoon session. There will also be some other hours free, for all classes; the two highest classes spend thirty hours a week in the school, and have home tasks which require an hour or two of study. The first year class enters school at nine o'clock and have only sixteen hours a week in the schoolroom. Then the time gradually increases both for home work and school hours. Here is the weekly hour-plan for a sixth year class, that is our Sixth Grade: Monday, Catechism, Arithmetic, German reading, Geography or History; Tuesday, Bible History, Arithmetic, Natural History, German dictation, and in the afternoon Singing and Gymnastics; Wednesday, Drawing two hours, German, Geography or History; Thursday, Catechism, Arithmetic, Sewing, two hours, afternoon, Writing and German Grammar; Friday, Singing, Arithmetic, Bible reading, Geography, and afternoon, Writing and German reading; Saturday, Natural Science, German reading, Gymnastics, Sewing. This is for a class of girls, twelve years old; the boys would have more drawing and arithmetic instead of the sewing. All have the gymnastics, singing and, above the fourth year, drawing. But these are commonly taught by special teachers, so that a class may have three or four different teachers within the week; the teachers never teach more than twenty-six hours a week. If we wish to visit a room the principal will go with us, and as we enter the children all stand and shout out "Good morning, Mr. Principal." When a teacher enters or leaves a room all will stand; and at the close of the session they will very likely press around the teacher to shake his hand, and the girls will make

a courtesy. And on the street they always have the same polite greeting for all older persons whom they know.

The lessons are nearly an hour in length, and there is very little study from a book. The teacher talks to the pupils, explains and asks questions; the next time the same subject is taken up they review the previous lessons and the teacher tells more of the subject; perhaps the pupils write at his dictation, or make a few notes for home study. The children always give close attention and remember what is told them surprisingly well; when called upon to recite they stand in their places and speak in a loud clear tone; it is seldom that one is not prepared to give an answer, though of course mistakes are made; if that happens you will not hear the other children laugh at the one who is ignorant or unfortunate. But there are happy faces and smiles and kind words; all seem interested in all the exercises, and anxious to gain the approval of their teachers. At the end of the hour there will be a few moments rest; and at nine o'clock teachers and pupils will go out into the yard, walk about or stand in groups talking, and eat a simple lunch of dry bread and meat or cheese; but there is no running and playing games. And so on through every day of the week. At Easter time the classes will gather in the large hall to be examined by the teachers and the pastor in the presence of parents and friends. And if the work has been well done they pass on to a higher class. Then there will be a week's vacation; at Whitsun-tide there is another week, and in the summer time they will have four weeks free.—*Worcester.*

---

### Vermischtes.

**Kinderspiele in der guten alten Zeit.** Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß manche Spiele und Belustigungen der Kinder alljährlich zu ganz bestimmten Zeiten wiederkehren. Für einzelne dieser Spiele läßt sich leicht eine Erklärung finden; sie sind von den Jahreszeiten abhängig und fallen mit diesen zusammen. So zum Beispiel ist der Herbst die Zeit, in der man überall die Drachen steigen sieht, weil die Kinder auf den dann abgeernteten Feldern freien Spielraum haben. Heißt es doch schon in dem alten Wiltverse: „Im Herbst, wenn leer die Felder sind, die Drachen steigen hoch im Wind.“ Außerdem erklärt sich die Sache auch wohl noch damit, daß die frischen Herbstwinde der Entwicklung des Drachensports besonders förderlich sind. Auch bei manchen andern Spielen mögen Witterungs- und Temperaturverhältnisse von Einfluß sein; für viele aber läßt sich schlechterdings keine Erklärung finden. Wie kommt es z. B., daß man

zu einer bestimmten Zeit im Frühjahr in allen Gegenden Deutschlands die Kinder mit den sogenannten „Murmeln“ oder „Knidern“ spielen sieht? Und daß diese Unterhaltung, wie in Folge eines stillschweigenden Übereinkommens, in allen Gegenden zu derselben Zeit ebenso regelmäßig wieder aufhört, um einem andern Zeitvertreib Platz zu machen? Dasselbe gilt für die Spiele mit dem Kreisel, dem Reifen, das Ballspiel und zahlreiche andere Belustigungen, die ganz bestimmten Gesetzen zu folgen scheinen, obgleich diese Gesetze nie und nirgends geschrieben sind. Besonders interessant ist die Frage, wie lange diese periodische Regelmäßigkeit schon besteht, und welche Veränderungen dieselbe im Laufe der Jahrhunderte schon erlitten hat. Diese Feststellungen werden allerdings schwierig sein; denn es begreift sich leicht, daß auf die Beschreibung und Erklärung kindlicher Spiele in früheren Jahrhunderten noch weniger Wert gelegt wurde als heute; hat man doch erst in neuerer Zeit einsehen gelernt, daß im Leben der Völker auch das Kleinste und Unbedeutendste von Interesse ist. Immerhin lassen sich aus älteren Werken zahlreiche Fingerzeige schöpfen, die auf das Leben und Treiben der Kinder in früheren Zeiten manches interessante Licht werfen. Besonders ergiebig ist in dieser Beziehung das Bilderbuch der beiden Schwarz zu Augsburg, von denen der Vater, Matthias, zwischen 1496 und 1560, sein Sohn, Veit Konrad, aber von 1541 bis 1561, vielleicht auch länger lebte. In Richards Beschreibungen dieser Bilderbücher heißt es u. A. Matthias Schwarz: „Im Jahre 1500 im August hat er die bösen Rindsblattern; das Kind liegt im Bett, und neben ihm sitzt seine Schwester Bärbel mit dem Fliegenwedel. Zur Seite des Bettes, auf einem Tischchen sieht man verschiedene Spielzeuge.“ Eine genauere Beschreibung derselben giebt Richard nicht. Indes sehen wir daraus, daß bei den Kleinen auch schon damals Puppen und andere Spielgeräte in Mode waren. Auf einem Bilde aus dem Jahre 1508 sieht man Matthias einmal mit Murmeln, dann mit Vögeln spielen, und eine dritte Figur zeigt ihn, wie er einen Fackreifen vor sich hertreibt. Zu dieser Abbildung setzt Schwarz hinzu: „Dies sind meine Kurzweil, wann ich aus der Schul kam.“ Noch reichhaltiger sind die Abbildungen aus dem Bilderbuche des Veit Konrad Schwarz. Im Jahre 1543, als er etwas über ein Jahr alt war, erscheint er im Lauf- oder Gängelwagen, dann am Gängelband auf einem Steckenpferdchen, mit einer Peitsche in der Hand. Das Steckenpferd ist bunt bemalt. Im Jahre 1544 spielt der kleine Veit im Garten mit Maikäfern, die, an einen Zwirnsfaden gebunden, er fliegen läßt. Aus dem Jahre 1550, also zu einer Zeit, wo Veit neun Jahre alt war, findet sich folgende Stelle in seinem Tagebuche, „so was diß mein Freud, wann ich aus der Schul kam oder hinter die Schul ging, mit Vögel, triebeln, kluckern, Hur-nauffen, raufftreiben und dergleichen Freuden mehr, wie hieunten ein wenig angezeigt ist“. Zu der ersten Belustigung sieht man ihn mit einem Vogel auf der linken Hand, mit der Unterschrift: „Hui buaben, welcher kauft oder

giebt ein", dann sehen wir ihn auf der Erde knieend, ernstlich bestrebt, ein Stückchen Holz mit einem Stöcke in die Luft zu schnellen, das nennt er „triebten“. Weiterhin wirft er einige Murneln in ein Loch in die Erde; die Unterschrift dazu lautet: „Es gelt zwei Merbel, ich wollt grad einschießen.“ Außerdem findet sich auf diesem Bilde noch das Wort „Eggiti“. Dasselbe bezeichnet ein bekanntes Versteckspiel, welches auch heute noch in vielen Gegenden Deutschlands bekannt ist. Der Suchende muß dabei, wenn er einen der Versteckten erblickt hat, schleunigst nach dem Ausgangspunkte zurückkehren und mit den Worten: „Eggeti Et“, „um die Et“, oder „eins, zwei, drei für . . .“ (hier folgt der Name des Gefundenen) dreimal auf eine vorher bezeichnete Stelle klopfen. Trifft einer der Versteckten vor ihm ein, so muß er weiter suchen, bis er alle gefunden hat. Auf dem vierten Bilde sucht Beit eine Murnel mit der andern zu treffen, die er mit dem Daumen vorschnellt. Das fünfte Bild zeigt den Knaben, wie er vor einem auf der Erde gezogenen Kreise steht, in dessen Mitte drei, einer Birne oder einem Kreisel ähnliche Spielzeuge liegen, nach welchen er mit einem ähnlichen Gegenstand zu werfen scheint. Auf dem sechsten Bilde endlich treibt Beit einen Fajreisien mit einem Stäbchen vor sich her. Überhaupt scheint das Reisspiel schon im Mittelalter mit besonderer Vorliebe betrieben zu sein. Ebenso waren die Wintervergönungen, namentlich das Rutschen und Glitschen, das Schneeballwerfen und das Fahren im Handschlitten schon zu jener Zeit lebhaft im Schwange. In Zürich spielten die Kinder schon im sechzehnten Jahrhundert mit Vorliebe Soldaten. In Georg Witreams „Goldfaden“ von anno 1557, der von Clemens Brentano neu herausgegeben wurde, findet sich eine Abbildung, welche Knaben im Gefecht vorstellt, bei dem sie Brustharnische von Baumrinde angelegt haben, als Waffen dienen hölzerne Schwerter und Erdklöße. Eine andere beliebte Unterhaltung war ferner das „Fingerling Snellen“ oder Ringschnellen, ein Spiel, welches ebenfalls noch heute vielfach in Gebrauch ist. Es besteht darin, daß ein an einem Faden aufgehanger Ring so lange nach einem an einer Stange befestigten Haken geworfen wird, bis er auf demselben hängen bleibt. Die Leser sehen aus den angeführten Beispielen, daß die Jugend auch früher schon allerlei Kurzweil trieb, und daß die meisten Spielzeuge der guten alten Zeit heute noch die beliebtesten sind. Die Menschen wechseln, aber die Spiele bleiben. Und so liegt auch hier schon im Wechsel die Beständigkeit.

A. S.

**Die Schulzucht vor 400 Jahren.** Interessante Mitteilungen über die Schulzucht um das Jahr 1500 finden sich in einem im Jahre 1534 veröffentlichten „Traktat über die Ehe“ von Doktor Erasmus Alberus. Erasmus Alberus, „einer der ersten eifrigen Reformatoren in der Wetterau“, erörterte in diesem Traktat in dem Abschnitt über Kindererziehung auch die Schulerziehung und führt darüber unter anderm das Folgende aus: „Zu der Zeit, als ich in die Schule gieng, habe ich oft gesehen, wie man so

grulich mit den armen Kindern umginge, da stieß man ihne die Köpfe wider die Wände, und zwar hat man mir's auch nit erspart. Ich war acht Jahr alt, da bekam ich ein Schulmyster zu Ridd, wenn der voll Weins, ja voll Teufel war, da zog er mich schlafend vom Strohsack darauf ich schlief, und nahm mich bey die Füßen und zog mich umher uff und ab, als wäre ich ein Pflug, so mein Haupt, uff der Erden hintnach geschlept, vil Puffe leiden mußte. Darnach finge er eyn ander Spill mit mir an, da nam er eine Stange und zwang mich, daß ich hinauf klimmen muß, darnach ließ er die Stange aus der Hand gehen und mit mir zu Boden fallen, das sollte gute Ingenia machen. Zuletzt nahm er mich und stieß mich in ein Sat und hing mich zum Fenster hinaus, wann ich dann schrie, da hört mich ein Priester, freilich ein gar frommer Mann, der rieß meinem tolln Schulmyster zu und sprach: „Du Narr, was treibst Du mit dem Kinde.“ So fein wart ich unterwiesen, dabey ich, da ich 13 Jahr alt war, nit ein Roman kunt dekliniren. Mit mer will ich erzelen. Für solchen Schelmenstücken sollen sich all die hüten, so mit Kindern umgehen.“

**Das Lesezimmer im britischen Museum.** Über diesen Gegenstand teilt ein Korrespondent der „Köln. Ztg.“ Folgendes mit: Unter den vielen Vorzügen, die sich dem Bewohner Londons bieten, ist nicht der geringste die freie Benutzung des Lesezimmers des britischen Museums, dessen Bibliothek, die größte der Welt, volle 2,000,000 Bände enthält, die in Buchbehältern von 45 Kilometer Länge beherbergt werden. Der Leser braucht nur seinen Wunsch kund zu geben, und alsbald erhält er von den höflichen Bibliotheksgehilfen die von ihm ausgewählten Werke. Am Zutritt zu erlangen, braucht er nur zwei Bürgschaften zu stellen, die von Hausbesitzern geschrieben sein müssen, und wenn diese befriedigend lauten und der Oberbibliothekar sich vergewissert hat, daß man nicht mit der Absicht kommt, nur Romane zu lesen — denn für diesen Zweck sind in jedem Kirchspiele die freien Leihbibliotheken vorhanden — so empfängt er die rosafarbige Eintrittskarte, die ihm die Thore des Lesezimmers auf sechs Monate öffnet. Chemals war diese Karte auf Lebenszeit giltig; da aber das Recht des Zutritts vielfach gemißbraucht wurde, indem viele junge Leute das Lesezimmer nur zu Romanstudien oder gar zum Stellbischein benutzten, so machte ein neuer Oberbibliothekar der Sache ein Ende. Jeder Leser mußte sich eine neue Eintrittskarte verschaffen und angeben, zu welchen Zwecken er das Lesezimmer besuchen wolle; schien der Zweck nicht klar, so wurde ihm der Zutritt verweigert. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln aber herrscht ein ähnliches Leben und Treiben wie damals, ehe die Änderung getroffen wurde; denn so wenig wie ein Feldherr jeden Soldaten der von ihm befehligten Armee überwachen kann, so wenig kann der Oberbibliothekar über die Schulter der 216,000 Leser sehen, die im vergangenen Jahre das Lesezimmer besuchten, und ihre Lektüre, sei sie frivol, sei sie ernst, überwachen. 216,000 Leser! Das ist eine kleine Welt für sich selbst, und eine Welt, in der sich die große



widerspiegelt. Ehe wir diesen Mikrokosmos ins Auge fassen, werden wir den Schauplatz etwas näher ansehen müssen. Das Lesezimmer ist kreisförmig; in der Mitte befinden sich die gleichfalls kreisförmigen Tische der Bibliotheksgehilfen; auf den Tischen sind alphabetisch Körbe angebracht, in die der Leser seinen Wunschzettel steckt, worauf ihm bald ein leichtfüßiger Jüngling geräuschlos das Gewünschte überbringt. Zwei runde Büchergestelle in der Mitte, in alphabetische Fächer eingeteilt, enthalten das berühmte Bucherverzeichnis des britischen Museums — ein Verzeichnis, das, wie mir Sir Richard Garnett, der Vorsteher der Bücherabteilung, unlängst sagte, das größte Buch der Welt sein wird, wenn es vollendet ist. Schon über 14 Jahre hat seine Zusammenstellung in Anspruch genommen und etwa 1,500,000 Büchertitel in allen Sprachen der Welt sind ihm bis jetzt einverleibt worden. Es bildet schon für sich eine stattliche Bibliothek, denn es umfaßt über 2000 Bände, von denen 27 mit 27,000 Eintragungen einzig und allein der Bibel gewidmet sind. Die Leser sitzen an langen, alphabetisch bezeichneten Tischen, die strahlenförmig von der Mitte ausgehen, Löschpapier, Tinte, Federn und eine elektrische Lampe sowie ein bequemer Schemel stehen zur Verfügung, und da jeder Sitz mit einer Nummer versehen ist, kann jeder unter den 600 Sitzplätzen den seinigen leicht wieder ausfindig machen. Ringsum reichen ungeheure gefüllte Büchergestelle bis zur Glaskuppel hinauf, sie werden mittelst Galerien von den Bibliotheksbediensteten bestiegen. Die Glaskuppel steht nur der des Pantheons in Rom an Größe nach. Das Lesezimmer selbst verdankt seine Entstehung einem Ausländer, dem verstorbenen Oberbibliothekar Sir Anthony Panizzi. Alle Arten und Stände von Lesern sind hier anzutreffen. Macaulay, Lord Beaconsfield, Carlyle, Mommsen, Ranke, dies sind einige der vergangenen Größen, deren sich ein alter Bediensteter im Lesezimmer entsinnt. Unter den excentrischen Leuten, die das Lesezimmer vor etwa 20 Jahren besuchten, waren zwei Brüder Allen, die auf königliches Blut Anspruch machten. Der ältere nannte sich auf seinen Besuchskarten Casimir Stuart, Graf d'Albanio, und trug bespornte Stiefel als ein Zeichen seiner königlichen Abkunft. Beide behaupteten, die Letzten der Stuarts zu sein, und wie an den angeblichen Tichborne, so glaubten auch viele Leute an die angeblichen Stuarts. Im Lesezimmer, wo man sonst nur das Getrigel der Federn hört, machte das Klirren der Sporen einen ganz eigenartigen Eindruck und störte den Gedächtnisfluß manches Gelehrten, der bis dahin den Stuarts keinen Groll gehegt. Persönlich waren die Brüder recht liebenswürdige Menschen, und mancher Leser, der in ihrer Nähe gewesen, erhielt von ihnen wertvolle Aufklärungen über Werke, die ihm für sein Studium nötig waren. Jahraus jahrein waren sie an dem Tische No. 6 zu finden, wo sie sich sozusagen eingemietet hatten. Ihre Federn, Bleistifte, Papiermesser, Briefbeschwerer, ja, selbst die Federwische waren mit kleinen goldenen Kronen verziert. Allen Lesern bekannt war ein Dr. Rees aus Wales, der in Druidentracht

erschien. Diese bestand aus einem engen, grünen Anzuge mit einem hohen Kragen und einem Helm aus Fuchsfell, der in einem langen Fuchsschweife mündete. Der schöne, ausgeprägte Kopf des Druiden und sein langer Bart paßten sehr gut zu seiner eigentümlichen Gewandung, die die Aufmerksamkeit drinnen der Leser und draußen der Straßenjungen erregte und somit seiner Eitelkeit schmeichelte. Mir selbst war ein Mann bekannt, der vom Lesezimmer aus eine ganze Wochenschrift schrieb und herausgab, dort war ihm aller Stoff für sein merkwürdiges Blatt zur Hand, dort verarbeitete er es und gönnte sich nur eben die Zeit, um in einem benachbarten Wirtshause um Mittag eine Bratwurst mit Kartoffeln zu essen. „Wenn das Publikum nur meine Zeitung kauft“, sagte er mir, „so finde ich hier Stoff genug, um die letzte Nummer am jüngsten Tage erscheinen zu lassen.“ Das Publikum blieb aber spröde, die Zeitung ging ein, und seitdem habe ich auch den Herrn Redakteur im Lesezimmer nicht mehr gesehen. Viele benutzen das Lesezimmer nur als eine Art von Klub, schreiben hier ihre Briefe, treffen ihre Freunde hier, essen in dem Speisezimmer des oberen Stockwerkes und halten ihr Mittagsschläfchen im Sessel im Lesezimmer. Das Lesezimmer ist eben wie ein Bienenstock, wo neben den Bienen auch Drohnen leben.

**Eine 1000jährige Leiche.** In Oberaltendorf bei Hamburg wurde kürzlich ein interessanter Fund gemacht. Arbeiter fanden nämlich zwei Meter tief in einem Torfmoor eine äußerst gut erhaltene männliche Leiche, welche allem Anschein nach aus dem Zeitalter Karls des Großen stammt, also ungefähr 1000 Jahre alt ist. Der Lehrer Meyer in dem Orte, dem das Verdienst gebührt, den Fund gerettet zu haben, beschreibt das Skelett als das eines sieben Fuß hohen, sehr kräftigen Mannes mit langen, hellblonden Haaren, dessen Füße mit dem germanischen Buntschuh, und dessen Oberkörper mit einer groben wollenen Decke bekleidet war. Die Bekleidungsstücke sind für das Stader Museum erworben worden. Sie bestehen aus einer braunen wollenen Decke mit Fransen, dem bekannten ärmellosen Sagum, das als Mantel umgeschlagen und auf der linken Schulter durch einen Dorn oder eine bronzene Gewandnadel zusammengehalten wurde; einem Buntschuh, aus einem einzigen Stück gegerbten Leders gefertigt, das, mit Schlitzen versehen, durch die ein Riemen läuft, sich genau der Form des Fußes angeschmiegt hatte. Das gefundene Stück ist reich mit eingepreßten und eingeschnittenen Ornamenten versehen; man trug diese Schuhe nur bis zu Anfang des 9. Jahrhunderts. Ferner wurden zwei silberne, kreisförmige, doppelte Riemenzungen von 11 Millimeter Größe und 3 Millimeter Dicke gefunden. Der Finder der Objekte behauptet, dieselben hätten in der Nähe des Kopfes gelegen; ganz unmöglich ist nicht, daß diese Zungen, ähnlich den Spitzen unserer Schnürbänder, zur Befestigung des Mantels auf der Schulter durch einen Riemen dienten, obgleich diese Befestigung in der merowingischen Zeit noch ganz unbekannt war. Welche vorzüglichen Konservierungsmittel der Gerbstoff des Moores ent-

halten muß, mag daraus hervorgehen, daß die Hautstücke dieses alten Germanen pergamentartig das Knochengerüst umhüllten und selbst die Haare teilweise noch erhalten waren.

**Druckfehler im 16. Jahrhundert.** Im Jahre 1523 wurde der Buchdrucker Wolfgang Stöckel, der bis dahin in Leipzig thätig gewesen war, vom Herzog Georg von Sachsen nach seiner Residenz Dresden berufen, um die neue Kunst auch dorthin zu verpflanzen. Stöckel gab nun bereits im folgenden Jahre, 1524, einen starken Oktavband mit dem Titel: „Erläuterungen und Anmerkungen zum Neuen Testament“ heraus. Am Schlusse enthält dies Büchlein ein kurzes Druckfehlerverzeichnis mit nachstehendem erweiternden Zusatz: „Die andern Buchstaben, so zuweilen verrückt oder gar ausgeblieben, muß ein verständiger Leser dem Sinne nach lesen, denn es ist im Winter bey dem schlechten Lichte, so die Stuben warm und die Drucker faul und schläfrig sein, bald 'was übersehen.“

**Johnnys erster Schulgang 1907.** In einer Milwaukeeer Zeitung lasen wir dieser Tage, daß dort innerhalb kurzer Frist eine Schule zweimal von Gesundheitspägeln abgesucht wurde nach Kindern, die etwa noch nicht geimpft wären oder bei denen das Impfen noch einmal „übergemacht“ werden sollte. Was sich doch die bedauernswerten Schulkinder und deren Eltern alles gefallen lassen müssen! Und dabei ist die Impf-Wissenschaft noch in ihren Kinderschuhen. Was will es erst werden im nächsten Jahrhundert, wenn die ärztliche Wissenschaft im Tempo der letzten paar Jahre fortfährt, gegen alle möglichen und unmöglichen Krankheiten zu impfen? Es ist im Jahre 1907. Unter der Last seiner Bücher tritt Johnny seinen ersten Schulgang an. Ehe er zu den Hallen des Wissens Zutritt erhält, findet zwischen Johnny und der Schulmamsell folgende Zwiesprache statt: „Johnny, hast du einen Impfschein?“ „Yes, Marm!“ „Sind die Pöden auch angegangen?“ „Yes, Marm!“ „Bist du auch mit Diphtherie-Serum oder Anti-Toxin behandelt worden?“ „Yes, Marm!“ „Wurde dein Arm mit Cholera-Bazillen gekratzt?“ „Yes, Marm!“ „Hast du ein ärztliches Zeugnis, daß du keuchhustenfest, scharlachfieberdicht, maserngewappnet und altergefeit bist!“ „Yes, Marm!“ „Versprichst du — und, Johnny, das ist kein Kinderspiel — versprichst du, nach allen Regeln der Hygieine in der Schule zu leben, und demgemäß jeden Tag deine Bücher einmal mit Schwefel und Pech zu räuchern und mindestens einmal die Woche deine Kleider mit Chlorkalk zu besprengen?“ „Yes, Marm!“ „Johnny, wo hast du dein graues Haar her?“ „Vom vielen Impfen, Ökulieren, Einspritzen und Armschaben, Marm.“ „Nun, das schadet nichts, Johnny. Bist ein braver Junge und hast die ersten Erfordernisse der Hygieine erfüllt. Setz dich nun auf jene isolierte Aluminium-Bank und mache den ganzen Tag kleine i.“ „Yes, Marm!“

## Einführungen.

Am 12. Sonnt. n. Trin. wurde der Schulamtskandidat, Herr Fr. Stork, von dem Unterzeichneten in sein Amt zu Mountville, Minn., eingeführt.

Robert Köhler.

Adresse: Fr. Stork, Mountville, Sibley Co., Minn.

Am 29. September wurde Herr Schulamtskandidat Immanuel Kaspar eingeführt als Lehrer an die Schule der evang.-luth. Salems-Gemeinde zu Rose Hill, Harris Co., Tex., von

W. J. Gans, P.

Adresse: Imm. Kaspar, Rose Hill, Harris Co., Tex.

---

## Altes und Neues.

### Inland.

Dem **Schulrate von Chicago** wurde ein mit der Unterschrift des Fürsten Bismarck versehenes Schreiben vorgelegt. Bekanntlich ist kürzlich auf Veranlassung des Herrn Halle einer neu errichteten Schule der Name „Bismarck-Schule“ gegeben worden, und Herr Halle hatte es unternommen, den Reden im Sachsenwalde davon in Kenntnis zu setzen. Vor einigen Tagen ging ihm darauf das folgende Schreiben zu: Friedrichsruh, 22. August 1895. Ich werde mich durch die Benennung des neuen Schulhauses nach meinem Namen sehr geehrt fühlen. v. Bismarck.

**Chicago's Schulen überfüllt.** Für etwa elftausend Kinder ist in den öffentlichen Schulen Chicago's kein Platz. Bei der Eröffnung des neuen Schuljahres hat es sich herausgestellt, daß die Zahl der für den Schulbesuch angemeldeten Knaben und Mädchen um 15 Prozent gestiegen ist. Die Liste der Schüler und Schülerinnen in den städtischen Schulen weist über 175,000 Namen auf; die genaue Zahl ist bis jetzt noch nicht festgestellt. Nach ungefähre Schätzung wären 20 neue Schulgebäude mit je 20 Schulzimmern erforderlich, um allen bis jetzt angemeldeten Schülfern Raum und vollen Unterricht zu sichern. Der Durchschnittspreis eines zimmerrigen Schulhauses beträgt \$75,000, der Schulrat würde somit etwa \$1,500,000 brauchen, um alle Zöglinge dieses Jahres unterzubringen. Bei dem riesigen Wachstum Chicago's ist mit Sicherheit anzunehmen, daß im September nächsten Jahres noch weitere 20 Schulgebäude nötig sein würden, den dann zu erwartenden Zuwachs an Schülfern zu accommodieren. Der Schulrat stünde somit vor dem Problem, im Laufe des eben begonnenen Schuljahres \$3,000,000 für Bauzwecke auszuwerfen. Von seiner regulären Bewilligung kann er das nicht thun, und es ist bis jetzt auch noch kein Plan in Vorschlag gebracht worden, die erforderlichen Gelder sonst irgendwie flüssig zu machen. Mittlerweile hilft man sich, so gut es geht. Die Abschlüssen in den meisten Schulen sind in zwei Abteilungen geteilt worden, von denen die eine vormittags, die andere nachmittags unterrichtet wird. Die Kinder in diesen Doppelklassen bekommen auf solche Weise nur halben Unterricht, aber da sie im Laufe des ersten Jahres ihrer Schulkarriere doch nicht viel mehr zu lernen haben, als stillzusitzen, so ist das nicht so schlimm. Doch auch die höheren Klassen sind überfüllt, und um bei den fortgeschrittenen Schülern keine Störung im Unterricht eintreten zu lassen, werden Räumlichkeiten in Privathäusern gemietet. Die Mietsummen, welche der Schulrat alljährlich dafür zu zahlen hat, sind sehr bedeutend; sie würden reichen, ein Kapital zu verzinsen, welches genügen würde, die erforderlichen neuen Schulen zu bauen.

**Freie Schulbücher in Chicago?** Wiederholt ist im Schoße des Schulrates die Angelegenheit der Gratislieferung der Lehrbücher an die Zöglinge der öffentlichen Schulen zur Sprache gekommen. Die Sache hatte indeß keine rechten Fortschritte gemacht. Nunmehr indeß scheint im Räte eine günstige Strömung zu herrschen, um auch hier in Chicago sobald als möglich das „Freie-Schulbuch-System“ einzuführen. Vor einiger Zeit hatte der Rat seinen Clerk beauftragt, in der Sache in andern Städten des Landes, welche dies System schon haben, Erkundigungen einzuziehen. Die Antworten auf diese Anfragen sind inzwischen eingelaufen, und sie bildeten den Gegenstand der Beratungen der Spezialisierung des Schulrates. Der Clerk verlas die aus fremden Städten auf seine Anfragen hin eingelaufenen Berichte. Es meldeten wie folgt: **Boston:** Liefert den Schülern Schulbücher gratis; dieselben werden nur geliehen und müssen am Ende des Schuljahres wieder abgeliefert werden. Das System hat sich glänzend bewährt und jedes Buch hält durchschnittlich zwei Jahre. **Brooklyn:** Liefert die Schulbücher gratis, ebenfalls leihweise, und zwar werden dieselben durch die Schulprinzipale verteilt. Die Kosten per 1894 für die gratis verteilten Schulbücher betrugen \$147,000. **New York:** Liefert Schulbücher gratis, leihweise. Das System bewährt sich ausgezeichnet. **Philadelphia:** Liefert die Schulbücher gratis, leihweise; Kostenpunkt per Kopf in den Primärschulen 70 Cents, in den „Grammar“-Schulen \$2.10. **Minneapolis:** Liefert die Bücher frei, leihweise. Als das System eingeführt wurde, wurden die Eltern der Schulkinder aufgefordert, Bücher, die sie bereits hatten, abzuliefern, und es wurden 55,000 eingesandt. Das System arbeitet ausgezeichnet.

**Chicago, Ill.** Polizeichef Badenoch trägt sich mit dem Gedanken, hierorts eine Schule für Schulschwänzer (truant school) errichten zu lassen. Er will bereits Zusicherungen von hervorragenden Bürgern haben und das Vorhaben energig fördern. Zu diesem Entschlusse kam Badenoch nach seiner Konferenz mit dem Stadtsuperintendenten Lane, die bekanntlich damit endete, daß die Polizei instruiert wurde, gegen die Schulschwänzer energig vorzugehen. Der Chef läßt sich diesbezüglich in folgender Weise aus: Lyons' Hinrichtung sollte dem Publikum wieder einmal klar vor Augen führen, wie notwendig ein strenges Vorgehen gegen die Schulschwänzer ist. Lyons war der Typus einer Klasse von Verbrechern, die hier und in andern großen Städten förmlich aufwachsen, und aus denen vielleicht ordentliche Männer werden könnten, wenn man sich rechtzeitig ihrer annehmen würde. Meistens sind diese Burschen die Söhne achtbarer, schwer arbeitender, aber armer und unwissender Eltern, die wenig oder gar keine Anstrengungen machen, die Kinder zum regelmäßigen Schulbesuch anzuhalten. Die Jungen wachsen in den Straßen auf und werden sehr bald die Kumpane älterer Burschen, die sie zum Stehlen und Begehen anderer Verbrechen anlernen. Dann geht es den Novizen genau so, wie den andern. Sie werden verhaftet und dem Richter vorgeführt. Die Eltern bitten um Gnade und Milde für sie und wenden sich, wenn dies nichts nützt, an den Ward-Alderman oder sonst einen Politiker. Der Bursche geht straffrei aus und erhält dann zu Haus vielleicht eine Tracht Prügel. Diese hat meistens nicht den erwünschten Erfolg. Der Bursche geht erst recht auf die Straße, setzt das ein wenig unterbrochene Diebesgeschäft wieder fort, wird wieder verhaftet, in die Inbustrieschule gefandt, von dort wieder herausgeholt, dann nach der Bridewell, dem Gefängnis und endlich ins Zuchthaus geschickt. Kommt er von dort zurück, dann wird er als Geächteter behandelt, und begeht ein Verbrechen nach dem andern. Dies sehen wir am Market Str. gang, an den Verbrecherbanden der Westseite etc. Hätten wir solche Schulschwänzer-Schulen, wohin die sich auf den Straßen herumtreibenden, schulpflichtigen Burschen gebracht werden könnten, dann würde aus manchen noch

ein ordentlicher Mensch werden können. Die Schule in der Bridewell ist das nicht, was wir brauchen. Sie kann und soll nur von solchen Jungen benutzt werden, welche eine Bridewell-Strafe abzusitzen haben. Da einer truant school durch: aus nicht das Stigma einer Strafschule anhaftet, so werden die Eltern, deren schulschwänzende Jungen dahin gebracht werden, sich nicht dagegen auflehnen. Der Lehrplan sollte in dieser Schule ein einfacher sein. Der Hauptzweck der Schule soll ja nur der sein, die Knaben an den regelmäßigen Schulbesuch zu gewöhnen, und da wäre es Hauptsache, sie ans Sitzen und Arbeiten zu gewöhnen. Meistenteils ist das Schulschwänzen eine Folge davon, daß die Jungen, die schlechte Fassungsgabe haben, gegen die andern Schüler zurück- und schließlich der Schule ganz fernbleiben.“ Chef-Badenoch ist auch der Ansicht, daß die Errichtung einer solchen Schule nicht kostspielig ist, und sie sich in Jahren als eine gute Kapitalanlage für die Stadt erweisen würde. „Denn“, sagte er, „wenn weniger Verbrechen begangen werden, laufen auch weniger Verbrecher herum und braucht die Stadt dann auch weniger Polizisten.“

**Die Unterbringung verwahrloster Kinder und Gouverneur Altgeld.** Gouverneur Altgeld hat es fertig gebracht, sich das einstimmige Lob auch der ihm sonst bitter feindlich gegenüberstehenden englischen Presse zu erwerben. Und zwar durch einen Brief an den bekannten Advokaten H. B. Gurd von Evanston, worin er Stellung gegen die Unterbringung verwahrloster Kinder in Besserungs-Anstalten nimmt, und ihre Aufnahme in Familien befürwortet. Er sagt darin, daß öffentliche Anstalten für viele Unglückliche unentbehrlich sind; daß für von der Wohlthätigkeit abhängige alte Leute nur in Anstalten der geeignete sichere Platz ist, und daß auch für die Geisteskranken in öffentlichen Anstalten besser gesorgt werden kann, wie in einzelnen Familien. Ebenso giebt es für den Verbrecher, weil es nötig ist, ihm die Freiheit zu entziehen, keinen andern Platz, wie die staatliche Anstalt. Aber das Kind sollte, wie der Gouverneur sich ausdrückt, nicht „veranstaltet“ werden. Ein heimatloses Kind möge zwar zeitweilig und als Nothbehelf in einer Anstalt untergebracht werden, dieselbe sollte aber stets nur ein Durchgangspunkt zu einer neuen Heimat sein. Das Schreiben des Gouverneurs wurde durch die Beschwerden hervorgerufen, welche über den Zustand der „Industrial School for Girls“ in Evanston erhoben wurden. Zwar wird neuerdings bestritten, daß es damit so schlimm bestellt sei, wie anfänglich angegeben, aber das ändert nichts an der Richtigkeit der Stellung des Gouverneurs. Ein Kind ist in einer Familie fast immer besser aufgehoben, als in einer Anstalt, wo es nicht nur dem Familienleben notwendiger Weise entfremdet wird, sondern auch den schlechten Einflüssen der in der Verwahrlosung bereits vorgeschrittenen Kameraden ausgesetzt ist. Der Gouverneur ruft behufs Unterbringung der Kinder in Familien die Privat-Wohlthätigkeit auf. Es genügt ja nicht, dieselben einfach einer sich zur Aufnahme bereit zeigenden Familie zu übergeben, sondern es muß eine beständige Überwachung stattfinden, damit einer Ausbeutung der Kinder vorgebeugt und eine Änderung vorgenommen werden kann, wenn sich herausstellt, daß das Kind schädlichen Einflüssen oder grausamer Behandlung ausgesetzt ist. Und da die Kinder nicht stets im Staate untergebracht werden könnten, so würde schon darum eine staatliche Aufsicht nicht in allen Fällen genügen, auch wenn nicht andere Dinge dagegen sprächen, wie z. B. daß das Kind es gar nicht merken darf, daß es unter staatlicher Aufsicht steht.

(Ill. St.-Z.)

**Anstatt wie bisher am Samstag,** wird jetzt in Boonville in Missouri auf Beschluß des dortigen Schulrates am Montag der Unterricht in den öffentlichen Schulen ausfallen. Zur Begründung dieser Änderung wird geltend gemacht, daß die



Kinder ihre Aufgaben für Montag nicht lernen, am Samstag sei es zu früh, am Sonntag gehen sie zur Kirche und Sonntagschule oder haben andere Ausreden, und das Ergebnis sei, daß sie am Montag schlecht beständen. Durch die Neuerung haben die Kinder nicht nur Gelegenheit, die Aufgaben, die sie am Samstag erhalten, am Montag zu lösen, sondern sie werden auch am Samstag, dem Hauptgeschäftstage der Woche, von der Straße weggehalten. Andere Städte haben die Neuerung mit bestem Resultate eingeführt, und wenn sie sich nicht bewähre, sei es eine Kleinigkeit, wieder zum alten System zurückzukehren. Die Änderung sei einzig und allein zum Besten der Schule gemacht worden. „Die Sache hat manches für sich“, bemerkt die *Kansas Cityer „Post und Tribune“*, „dennoch halten wir den in den meisten Schulen Deutschlands eingeführten Gebrauch, den Unterricht am Mittwochs- und Samstag-Nachmittag ausfallen zu lassen, noch immer für das Praktischste.“

**Das Einkommen** der Chicagoer Universität im Vorjahre war \$520,000. Im nächsten Jahre wird es voraussichtlich auf \$603,000 steigen, während man die Ausgaben auf \$582,000 berechnet. Die Fakultät besteht aus 157 Lehrern. Die Graduiertenschulen hatten letztes Jahr 534, die theologischen Schulen 281, die Colleges 772 Studenten.

**Eine Neuerung** bei der Anfertigung von Klavieren hat der Musikalienhändler E. F. Grobmann in Milwaukee erdacht, indem er nämlich auf die Idee kam, das Gehäuse des Instrumentes anstatt mit Holz mit Leder belegen zu lassen. Bisher wurde für diesen Zweck fein poliertes Hartholz, vorwiegend Mahagoni, verwendet, das in feinen Schichten auf das Gehäuse gelegt wurde. Die Politur war aber niemals vollkommen, so fein sie auch gemacht worden war, indem sie jeden Schmutz und die Spuren der leisesten Verührung mit der Hand oder einem scharfen Instrument zeigte. Um dem abzuhelpen, bezog Herr Grobmann zunächst ein Piano mit feinem Filz, war mit dem Erfolg aber nicht zufrieden und nahm nun Seidenplüsch. Auch dies war zu empfindlich, und ein anderes Material, Leder, wurde benützt. Das Leder war fein gepreßt und poliert. Auch die Verzierungen in den Feldern, Blumen, Vögel zc. darstellend, wurden in das Leder gepreßt, was sich sehr hübsch ausnahm. Im Osten machte das zunächst von der Firma E. Kuchmann & Co., Buffalo, N. Y., hergestellte Piano allgemein Aufsehen, und zahlreiche Piano-Fabrikanten haben sich bereits bei dem Erfinder um das Anfertigungsrecht beworben und große Summen angeboten. Das gepreßte Leder kann in allen Farben hergestellt werden und Verzierungen aller Art sind möglich. Dabei hat die Bedeckung den Vorteil, daß sie nicht so leicht beschmutzt wird und durch häufiges Abreiben nur eine schönere Politur erhält. Das erste Piano in dem neuerfundenen Gehäuse ist gegenwärtig in dem Grobmannschen Laden in Milwaukee ausgestellt und hat bereits einen Käufer gefunden. Ein in Marokko „gebundenes“ Piano dürfte also das „Neueste“ sein.

### Ausland.

**Nach der „Preussischen Lehrerzeitung“** sind die sogenannten preussischen Vorschulen in einem langamen, aber stetigen Rückgang begriffen. Im Jahre 1893–94 sind allein 13 Klassen mit 505 Schülern eingezogen worden; die Abnahme der Schülerzahl in den letzten 10 Jahren beträgt 2362, das ist, 11 Prozent der Gesamtfrequenz. Es zeigt diese Thatfache, daß der Gedanke der allgemeinen Volksschule, wie er beispielsweise in Bayern längst durchgeführt ist, auch hier trotz aller Gegenströmungen siegreiche Fortschritte macht.

**Die Stadt Berlin** hat laut amtlicher Mitteilung gegenwärtig 209 Gemeindeschulen (einschließlich 73 fliegender). Kinder waren in den Gemeindeschulen eingeschult: am 1. Mai 1895 91,903 Knaben und 93,426 Mädchen, zusammen 185,329.

**Am 7. September** wurde vor dem Schöffengericht zu Danzig ein Prozeß verhandelt, auf dessen Ausgang man in litterarischen Kreisen allgemein gespannt ist. Die Veranlassung dazu gab ein Werk über „Erziehung und Ausbildung der Mädchen“ vom Schuldirektor Albr. Goerth-Insterburg, das im Oktober vorigen Jahres bei Klinghardt in Leipzig erschien. Der Verfasser widmet darin einen ausführlichen Abschnitt der Jugendlektüre der Mädchen und kommt nach einer Besprechung des Inhalts verschiedener Schriften von Rosalie Koch, Thekla v. Gumpert, Lina Morgenstern und Andern zu einer sehr scharfen Verurteilung der Erzeugnisse dieser Verfasserinnen, die einen um so unheilvolleren Einfluß auf die heranwachsenden Mädchen ausübten, weil sie ziemlich in allen Familien zu finden seien und von den Mädchen mit wahrem Behagen gelesen würden. Durch Goerths schonungslose Kritik fühlte Frau Lina Morgenstern sich persönlich verletzt und strengte beim Amtsgericht in Leipzig die Beleidigungsklage an. Rechtsanwalt Jakobsohn aus Insterburg machte zu Gunsten des Beklagten den Einwand der Verjährung geltend, da der Strafakt erst am 5. April d. J. gestellt, das betreffende Buch aber im Oktober vorigen Jahres erschienen sei. In Nr. 3 der „Deutschen Jugendwarte“ wurden unterdessen unter der Überschrift „Ein Wort aus verufenem Munde“ die Auslassungen des Goerth'schen Buches über die genannten Verfasserinnen abgedruckt. Nun hat Lina M. gegen den Redakteur der „Deutschen Jugendwarte“, Paul Ziegler, den Strafantrag wegen Beleidigung gestellt.

**In Lüdenscheid** in Westfalen ist Kreisschulinспекtor Pfarrer Rottmann gestorben. Vierzig Jahre lang war er Pfarrer an der evangelischen Gemeinde und mehr als dreißig Jahre Kreisschulinспекtor. Unvergessliche Verdienste hat er sich auf dem Gebiete des Schulwesens erworben. Er ist Begründer der Fabrikschulen und Fortbildungsschulen, sowie der zur Zeit des Lehrermangels bestehenden Präparanden-Anstalt. Ferner hat er die dort bestehende Volksbibliothek gegründet, die mit ihren 9000 Bänden in ganz Westfalen unerreicht dasteht.

**In Sachsen** besteht gesetzlicher Zwang zur Ausbildung sämtlicher Blinden, sei es auf dem Wege der Anstalts- oder Privaterziehung. Die im Jahre 1809 gegründete, 1819 reorganisierte Blindenanstalt in Dresden sucht ihre Zöglinge intellektuell und praktisch auszubilden, und hat recht günstige Resultate erzielt. Zur Pflege der entlassenen Blinden steht der Anstalt ein Fonds zur Verfügung, der von 507 Mk., der Stiftung einer Almosenempfängerin, auf über eine Million Mk. gewachsen ist. Zur Zeit zählt man in Sachsen 2230 Blinde gegen 2140 im Jahre 1887. Im Verhältnis zur Bevölkerung hat ihre Zahl stetig abgenommen.

**Die Zahl der Studenten** an den beiden Universitäten Lund und Upsala, Schweden, ist in den letzten Jahren in merkllicher Abnahme gewesen. Im Frühjahrstermine 1891 waren 1658 Studenten in Upsala, 1893 waren es 1476 und 1895 nur 1390. In Lund studierten im Herbsttermine 1890 811 Studenten, im Frühjahrstermine 1894 sank die Zahl auf 638 und im Frühjahrstermine 1895 auf 605. Als eine Ursache dieses Niederganges wird die zunehmende Frequenz auf den sogenannten freien Hochschulen zu Stockholm und Gothenburg genannt.

**Der erste „Staat“**, in dem die Schulbibel obligatorisch an Stelle der Bibel als Unterrichtsbuch eingeführt wird, dürfte das Herzogtum Koburg werden. Die Benutzung der Schulbibel, und zwar des „Völkerschen biblischen Lesebuchs“, ist zwar schon seit längerer Zeit gestattet, allein es ist bisher noch kein Zwang auf die Ein-

führung ausgeübt worden. In der Generalkonferenz der gesamten koburgischen Stadt- und Landlehrer hat man sich dahin geeinigt, die Schulbibel obligatorisch einzuführen. In der Generalkonferenz wurde die Notwendigkeit betont, daß mit der Einführung der Schulbibel in den Schulunterricht auch die Entfernung der Vollbibel aus dem Konfirmandenunterricht Hand in Hand gehen müsse. Ein dahin gehendes Gesuch wurde an die oberste Kirchenbehörde gerichtet und wird bei der Stellung, die der neue Generalsuperintendent Bahnsen zur Angelegenheit einnimmt, zweifellos genehmigt werden. Spätestens Ostern 1896 wird die obligatorische Einführung eines biblischen Lesebuchs im ganzen Herzogtum durchgeführt werden. — Leider!!

An den Hochschulen der canadischen Provinz Ontario sollte einem Zeitungsbericht zufolge in Zukunft nicht mehr deutscher Unterricht erteilt werden dürfen. Dieses Gerücht hat unter den Deutschen Ontarios große Aufregung verursacht und sie sandten eine Anzahl angesehenen Männer zu dem Unterrichtsminister Noß, um ihn wegen der angeblich ergangenen Anordnung zur Rede zu stellen. Der Minister hat nun den Deutschen eine befriedigende Antwort gegeben, indem er erklärte, daß ein Verbot gegen den deutschen Unterricht überhaupt nicht erlassen worden sei. Wo immer die Bevölkerung überwiegend deutsch sei, könne deutscher Sprachunterricht erteilt, wie auch die deutsche Sprache beim Unterrichterteilen in andern Fächern benutzt werden, falls solches notwendig erscheine. Die Regierung befehle und verbiete nichts in dieser Hinsicht; es komme alles auf die Eltern der Kinder und die Schulpflichter an.

Das französische Schulwesen kostet der dritten Republik sehr viel Geld, und doch entsprechen die bisherigen Erfolge auf dem Gebiete des Unterrichtswesens nicht dem gemachten Aufwand. Die dritte Republik fand auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtswesens ungefähr alles zu thun. Sie führte die Schulpflicht ein und hatte dann dafür zu sorgen, daß die schulpflichtige Jugend auch die erforderlichen Schulen habe. Ein Bericht aus dem Jahre 1879 stellte fest, daß der Staat, um die Schulpflicht durchzuführen, 17,320 Schulhäuser bauen, 3239 ankaufen, 5458 vergrößern, 7381 ausbessern und 19,857 Schuleinrichtungen anschaffen müsse. Seitdem wird unausgesetzt an der Lösung dieser Aufgabe gearbeitet, es sind aber bis heute erst 6939 Schulhäuser gebaut und 3321 ausgebessert. Das bedeutet kaum ein Drittel dessen, was gethan werden sollte, und dieses Drittel hat bereits 619 Millionen gekostet, die größtenteils vom Staat, zum andern Teil von den Departements und den Gemeinden bestritten wurden. Jedes Schulhaus, sei es nun neu aufgeführt, oder bloß ausgebessert, hat im Durchschnitt 60,000 Fr. gekostet, eine geradezu wahnsinnige Verschwendung, wenn man bedenkt, daß es sich um Gebäude in Dörfern und Weilern handelt, wo der Baugrund fast gar nichts kostet, um Gebäude, die bestimmt sind, in vielen Fällen vielleicht kein volles Duzend Kinder aufzunehmen, und bei denen jeder Aufwand für die Ausschmückung der Schauseite, jede Vermeidung in der inneren Einrichtung sich von selbst verbieten sollte. Kenner der Verhältnisse erklären geradezu, der Durchschnittspreis für ein Dorfschulhaus hätte 5000 Fr. nicht überschreiten dürfen, und von jenen 619 Millionen seien mindestens 550 hinausgeworfen, verschwendet, in die Taschen von Unternehmern gewandert, die sich des Wohlwollens der Verwaltung erfreuten. Die Beträge, die bisher aufgeführt wurden, beziehen sich bloß auf die Volksschule. Das Mittelschulwesen erforderte in derselben Zeit (seit 1879) 107 Millionen für Neubauten von Gymnasien. Auch das wurde ohne jede Rücksicht auf das Geld des Steuerzahlers gewirtschaftet. Soll das ganze Programm von 1879 durchgeführt werden, und wird weiter so toll gebaut wie bisher, so werden weitere 1800 Millionen erfordert.

**Französische Analphabeten.** Unter den stellungspflichtigen französischen Rekruten des Jahrganges 1893 konnten von 343,000 Stellungspflichtigen 22,000 Mann weder lesen noch schreiben, 6000 Mann waren nur des Lesens mächtig und 55,000 Mann kannten nur das Alphabet. Man ist von diesem Ergebnis in Frankreich um so unangenehmer berührt, als seit Einführung des Schulzwanges mehr als elf Jahre verfloßen sind, so daß der Rekrutenjahrgang 1893 noch zwei bis drei Jahre unter der Wirkung jenes Gesetzes stand, und man sonach ein besseres Ergebnis seiner Schulbildung erwarten durfte. In Deutschland waren im Jahre 1863 von 253,177 in die Armee und Marine eingestellten Rekruten nur 616 ohne Schulbildung, und die Zahl der Analphabeten vom Jahre 1883 bis zum Jahre 1893 ist von 1.27 Prozent auf 0.2 Prozent der eingestellten Rekruten gesunken. Solche Thatfachen sind bitter für das Land, das sich noch immer einbildet, an der Spitze der Civilisation zu marschieren.

**Die Schulen im heiligen Lande** haben sich kräftig entwickelt. Vor ungefähr vierzig Jahren war das Waisenhaus des früheren abessinischen Missionars, dann evangelischen Bischofs Gobat in Jerusalem das einzige dafelbst. Es besteht auch noch heute mit 58 Kindern, darunter 31 Protestanten, 25 Griechen und zwei Muhammedanern, wird aber wesentlich von englischem Gelde unterhalten, da der Vorsteher desselben der anglikanische Missionar Zeller ist. Weit aus bedeutender ist das wesentlich von deutschen Beiträgen unterhaltene sogenannte syrische Waisenhaus, unter der Leitung des jüngeren Schneller. Es umfaßt ein Personal von 184 Köpfen, darunter 151 Kinder, fast lauter Knaben, welche den Unterricht einer Volksschule erhalten und dann zu Handwerkern, Lehrern und Evangelisten ausgebildet werden. Es braucht zum jährlichen Unterhalt über 90,000 Mk. Außerdem haben die Engländer Anstalten für jüdische Knaben und Mädchen und Mädchenwaisenhäuser in Bethlehem, Jaffa und Nazareth. Angeregt hierdurch hat denn auch die römisch-katholische und die russisch-griechische Kirche zahlreiche Schulen begründet, während endlich auch sogar die türkische Regierung sich dadurch veranlaßt sieht, ein Gleiches zu thun.

---

### Korrespondenz-Ecke.

---

1. Hrn. M. in **Minois**. Allerdings hat auch Luthers Gegner, Dr. Joh. Et., (nicht nur Emser) eine Bibelübersetzung herausgegeben. Wie frech aber auch er Luthern abgeschrieben hat, zeige Ihnen nachfolgende Übersetzungsprobe. Sie ist entnommen Et's Bibelübersetzung nach der Ausgabe von Tob. Hendrichel, Ingolstadt, 1602.

„Joh. 16. Diese Ding hab ich euch gesagt, daß ihr euch nit ärgert. Sie werden euch aus ihren Schulen ausschließen. Sonder wird die Zeit kommen, daß ein jeder, der euch tödt, der wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran. Und solches werden sie euch darum thun, daß sie weder mein Vater noch mich erkennen haben. Aber solches habe ich zu euch geredet, auf daß, wann die Zeit kommen wird, daß ihr daran gedenket, daß ich's euch gesagt hab. Solches aber hab ich euch von Anfang nit gesagt; dann ich war bei euch. Nun aber gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat, und niemand unter euch fragt mich, wo gehest du hin? Sonder, dieweil ich solches zu euch geredet habe, ist euer Herz Trauerns voll worden. Aber ich sage euch die Wahrheit, es ist euch nuß, daß ich hingehe. Dann so ich nit hingehe, so kommt der Tröster nit zu euch; so ich aber gehe, will ich ihn zu euch senden. Und wann

derselb kommt, der wird die Welt strafen um die Sünd, um die Gerechtigkeit und um das Gerichte. Um die Sünd, daß sie an mich nicht glaubt haben; um die Gerechtigkeit aber, daß ich zum Vater gehe und ihr mich füran nicht sehet; um das Gerichte, dann der Fürst dieser Welt jetzt gerichtet ist. Ich hab euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt's jetzt nit tragen. Wann aber der Geist der Wahrheit kommen wird, derselbig wird euch lehren alle Wahrheit, denn er wird nicht von ihm selber reden, sondern was er hören wird das wird er reden und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen.“

Wenn Et und Emser nicht hätten mit Luthers Kalbe gepflügt, sie hätten das Überseßen wohl anstehen lassen.

K.

2. Hrn. S. Ich teile Ihnen nachstehend die Nebengesetze unserer Hausordnung mit, welche Sie besonders interessieren können.

A. Der Seminarälteste. Er hat

1. in seinem Zimmer die Pflichten eines Stubenältesten und im Mittelbau die eines Flügelältesten;

2. er muß im Speiseaal und in dem ihm zugewiesenen Schlaßaal auf Ordnung halten;

3. er ernennet die Arbeiter zu den laufenden Arbeiten in und außer dem Hause;

4. er ist Vorsther bei den Zusammenkünften des Coetus, die er mit Erlaubnis des Direktors abhalten kann und deren Zweck er dem Direktor zuvor anzugeben hat. Er hat während dieser Zusammenkünfte auf gute Ordnung zu sehen, sowie darauf, daß ein Protokoll verabschaft wird, welches dem Direktor auf Verlangen vorzulegen und am Schluß des Schuljahrs an ihn abzugeben ist;

5. er schlichtet entweder allein oder im Verein mit den Flügelältesten kleinere Streitigkeiten zwischen Stubengenossen und Stubenältesten;

6. er übernimmt die Funktionen, die ihm vom Direktor oder vom Lehrerkollegium zu Erhaltung guter Ordnung aufgetragen werden.

7. Er ist von allen in und außer dem Hause vorkommenden Arbeiten befreit; sein Stellvertreter jedoch nicht.

B. Die Flügelälteste haben

1. in ihrem Zimmer die Pflichten eines Stubenältesten;

2. sie haben darauf zu sehen, daß Treppen, Gänge und Schlaßäle innerhalb des ihnen zugewiesenen Bezirks vorschriftsmäßig gereinigt werden;

3. sie haben vor dem Schlafengehen zuzusehen, daß in allen Zimmern ihres Bezirks die Richter gelöscht und die Feuer im Winter wohl verwahrt sind;

4. sie haben die Lampen in der Halle zu verlöschen (im Mittelgebäude thut dies der Stubenälteste von Nr. 4);

5. sie haben wahrgenommene Sachbeschädigungen dem Direktor anzuzeigen;

6. sie bilden zusammen die Deputation, durch welche der Coetus seine Wünsche oder Anfragen an das Lehrerkollegium oder an den Direktor bringt.

C. Die Stubenälteste haben insgemein dafür zu sorgen, daß in ihren Zimmern alles ehrlich und ordentlich, ruhig, rein und sauber zugehe; und in den hierauf bezüglichen Anweisungen sind ihnen sämtliche Stubengenossen Gehorsam schuldig. Sie haben

1. Vergehen größerer Art dem Direktor anzuzeigen, geringere Vergehen aber in keinem Fall härter zu bestrafen als mit ein, höchstens zwei Tagen Stubentourarbeit;

2. sie haben darauf zu sehen, daß nichts aus dem Fenster geworfen oder gegossen wird;

3. sie müssen den Fußboden täglich so oft auskehren lassen, als es nötig ist;
4. sie dürfen nicht dulden, daß in ihren Zimmern gekocht, gebraten oder während der Arbeitszeit geraucht wird;
5. sie besorgen das zweite Frühstück ihrer Stubengenossen (wobei die Stubenältesten der Zimmer 4 und 11 noch einen Stubengenossen zu Hilfe nehmen);
6. sie überwachen während der Arbeitszeit bei Tag und abends den Fleiß ihrer Stubengenossen und müssen faule Schüler nach vergeblicher Ermahnung anzeigen;
7. sie melden dem Direktor sofort ohne jede Rücksicht auf die Tageszeit die Erkrankung eines Zimmergenossen, durch welche derselbe genötigt ist, eine Lehrstunde oder Vorspielsstunde zu versäumen;
8. sie haben darauf zu sehen, daß, wenn sie zur Abendandacht gehen, alle Richter in ihrem Zimmer ausgelöscht sind und das Feuer im Winter wohl verwahrt ist;
9. sie beaufsichtigen die Arbeit des Stubentouristen;
10. sie haben jederzeit für einen verantwortlichen Ersatzmann zu sorgen, wenn sie selbst verhindert sind, ihre Pflicht zu erfüllen;
11. sie haben kein Recht, persönliche Dienstleistungen zu beanspruchen, sind aber von der Stubentour frei, wenn auch nicht von andern Arbeiten. Der Ersatzmann des Stubenältesten ist nicht von der Stubentour frei.

#### D. Die Stubentouristen.

1. Sie besorgen, und zwar außer und vor der Arbeitszeit, frisches Trinkwasser für ihre Stube;
2. sie kehren das Zimmer täglich aus, so oft es nötig ist, wenigstens aber zweimal, darunter kurz vor der abendlichen Arbeitszeit, 15 Minuten nach 7 Uhr;
3. sie besorgen das Öl für die Lampen des Zimmers;
4. sie besorgen im Winter die Kohlen und das Einheizen, dürfen aber niemals Holz oder Kohlen im Zimmer zerkleinern; auch ist ihnen bei schwerster Strafe verboten, das Feuer mit Kohlöl anzumachen.
5. Die Lampengläser und die Pulte haben sie jedoch nicht zu reinigen, wohl aber täglich die Fenstergesimse und allwöchentlich einmal die Wandverkleidung.

#### E. Die Piano- und Orgeltouristen haben

1. jeden Tag ihr Zimmer auszufegen und es rein zu halten;
2. jeden Tag für das nötige Öl und im Winter für den nötigen Kohlenvorrat zu sorgen;
3. jedes Klavier (Deckel, Beine, Pult, Seitenteile) wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, mit einem Wischtuch sauber abzuwischen, die Klaviatur täglich. Ebenso muß bei den Orgeln täglich Klaviatur und Notenpult abgestaubt werden.
4. Während der Reinigung des Zimmers sind die Instrumente zuzumachen. Vor der Abendandacht muß jedes Instrument zugemacht und die Klavierdecken müssen ordentlich über die Klaviere gelegt werden. Orgel I ist nach der Abendandacht zu schließen.
5. Der Tourist löscht das Licht bei seinem Instrument, schließt die Fenster und bringt den Ofen für die Nacht in Ordnung, sobald die letzte planmäßige halbe Übungsstunde verstrichen ist. Auch unter Tags hat er bei Regen und feuchter Witterung die Fenster zu schließen.
6. In den Orgel-Zimmern ist, wenn im Winter stark geheizt werden muß, ein Gefäß mit Wasser auf den Ofen zu stellen und der Fußboden mit Wasser anzufeuchten.
7. Jede Unordnung und jeder vorkommende Schaden an den Instrumenten ist vom Touristen sofort dem Orgel-, resp. Klavierlehrer zu melden.